



Bilder aus der deutschen Vergangenheit

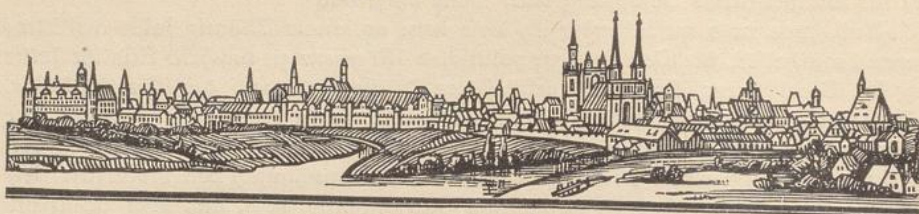
Aus neuer Zeit - 1700 - 1848

Freytag, Gustav

Leipzig, [ca. 1924]

I. Die Stillen im Lande. Richtungen im Protestantismus bis 1618. Folgen des Krieges. Gleiches Herzensbedürfnis bei allen Bekenntnissen. Älterer Pietismus, Spener. Wundersucht. Haß gegen weltliche ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79658](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79658)



I. Die Stillen im Lande.

Der Gegensatz zwischen der epischen Zeit des Mittelalters und einer neuen Periode, welche hier bereits öfter die lyrische genannt wurde, ist auf jedem Gebiete des deutschen Lebens sehr kenntlich, nicht am wenigsten im Reiche des Glaubens.

Die katholische Kirche des Mittelalters hatte das Leben jedes einzelnen durch eine Menge von frommen Bräuchen geweiht und in einen aristokratischen geistlichen Staat eingeschlossen, in dem der Mensch in starrer Gebundenheit mit geringer Selbstthätigkeit festgebannt lebte. Die Reformation zerschlug für den größten Teil Deutschlands diese Fesseln des Volksgeistes, sie setzte freie Selbstbestimmung dem altgewohnten Zwang, innerliche Thätigkeit des einzelnen den glänzenden Äußerlichkeiten der alten Kirche gegenüber. Der Protestantismus war aber sowohl ein Gebäude von Lehren als eine Befreiung und Vertiefung des deutschen Gemütes. In der großen Seele Luthers waren beide Richtungen des neuen Glaubens im Gleichgewicht; je leidenschaftlicher er für seine Erklärung der Heiligen Schrift und die Sätze seiner Lehre kämpfte, desto stärker und origineller wurden auch die Gemütsvorgänge, durch welche er auf eigenen Wegen in freiem Gebet seinen Gott suchte. Es ist jedoch klar, daß der große Fortschritt, der für das Menschengeschlecht durch seine Lehre dargestellt wurde, sehr bald die Folge haben mußte, zwei entgegengesetzte Richtungen im Protestantismus herauszubilden. Die beiden Pole jeder Religion, das Wissen und das Sehnen, das verständige Umgrenzen der religiösen Erkenntnis und das gemüthvolle Hingeben an das Göttliche mußten sich je nach dem Bedürfnis des einzelnen Menschen und der Bildung der Zeit in den Seelen mit verschiedener Gewalt geltend machen; bald mußte das eine, bald das andere überwiegen, es konnte die Zeit kommen, wo beide Richtungen in Gegensatz und Streit gerieten. Zunächst war der Protestantismus auf Krieg gegen die alte Kirche angewiesen und gegen die Parteien, welche in ihm selbst auflebten als notwendige Folge größerer Freiheit und Selbstbestimmung. Erbittert war der Kampf für die Neubegrenzten Dogmen, vorzugsweise nach dieser Richtung wurde die Seele der

Protestanten in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gezogen. Die unterscheidenden Lehrsätze der einzelnen Kirchen wurden mit einem Scharfsinn und einer Streitlust, welche uns oft bedauernswert erscheint, immer kleinlicher und spitzfindiger herausgebildet. Es war nicht unnatürlich, daß derjenige seinen Parteigenossen für den besten Christen galt, der, mit den Feinheiten der neuen Begriffsbestimmungen vertraut, vorzugsweise in ihnen das Wesen seiner Kirche suchte. Und die unvermeidliche Folge dieser Richtung war, daß gerade in den Theologen, welche sich für die gewissenhaftesten Nachfolger der großen Reformatoren hielten, am wenigsten von dem reichen Gemütsleben zu finden war, welches die Stifter der neuen Lehre in der That zu Aposteln ihrer Zeit gemacht hat. Denn der Haß war in ihnen größer geworden als die Liebe; und während die Selbstthätigkeit der Geistlichen und Laien vorzugsweise für dialektische Prozesse und für sophistische Spielereien in Anspruch genommen wurde, verödete das Gemüt, verschlechterte sich die Sittlichkeit. Dagegen kam die Auflehnung. Sie begann schon bei Luthers Leben in Wittenberg selbst, sie regte sich in den Seelen einzelner Universitätsgenossen, welchen die Ansprüche der neuen Theologie peinlich wurden, z. B. in den beiden Schurf, den alten Freunden Luthers, welche mit ihm zerfielen. Sie ist nach den Händeln der Flacianer und der Ausbreitung des Jesuitenordens in Deutschland überall erkennbar. Das letzte Drittel des sechzehnten Jahrhunderts und die ersten Jahrzehnte des siebzehnten bis zu den Verwüstungen des großen Kriegs erhalten dadurch eine eigentümliche Bedeutung. Die streitsüchtigen Theologen beherrschen die Höfe und die Landesregierungen, aber durchaus nicht mehr allmächtig das Gemüt des Volkes. Schon vor 1600 ist bei wohlwollenden und patriotischen Männern fast guter Ton, über das widerwärtige Gezänk der Geistlichen zu klagen, unterrichtete Laien sehen darin das Verderben der Nation. Wer über die Zustände Deutschlands spricht, verrät gern, daß er Unterschiede in den Glaubenssätzen nicht für die Hauptsache halte¹. In den zahllosen Zerrbildern und Satiren des Dreißigjährigen Krieges wird dieselbe Stimmung sehr auffallend; zwar der Haß gegen die Jesuiten und der Groll gegen den fanatischen Kaiser ist bei zwei Dritteln des Volkes sehr lebendig, aber die Teilnahme an der eigenen Kirche keineswegs mehr eine Herzenssache, wie hundert Jahre früher; mit bitterer Laune werden einigemal lutherische, kalvinistische und katholische Eiferer nebeneinander verspottet. — Aber auch würdige Geistliche der protestantischen Kirche mahnten zum Frieden, immer wieder wurde eine Vereinigung der getrennten Bekenntnisse versucht, immer lauter wurde von frommen Schwärmern innigere selbstthätige Hingabe an Gott gefordert und ein göttliches Leben in der Natur und der Menschenseele gelehrt, welches mit den orthodoxen Lehren im innersten Gegensatz stand. In der That wurde diese Uneinigkeit und der beginnende Liberalismus die Schwäche des Protestantismus gegenüber seinen eifrigen Gegnern. Denn der Spott der Weltleute, die stille Arbeit der Naturforscher und der Glaube der Gemütvollen wirkten zunächst noch mehr zerlegend als neubildend und erhebend auf die Seele des Volkes.

Es ist schwer, zu sagen, wohin solche liberale und versöhnliche Richtung des Protestantismus die Nation geführt hätte, wenn nicht das Elend über sie herein- gebrochen wäre. Der große Krieg aber brachte eine eigentümliche Abspannung in viele der besten Seelen. Fast jede der kriegführenden Parteien trug ein Glaubens- zeichen auf ihrer Fahne, jede brachte unendliches Unglück über das Volk, an jeder wurde sichtbar, wie wenig Taufe und Abendmahl hinreichte, die Bekenner einer Kirche zu guten Menschen zu machen. Als das Kriegsfeuer niederbrannte, war man sehr geneigt, den konfessionellen Streitigkeiten einen Hauptanteil an dem eigenen Elende und dem des Landes zuzuschreiben. So war natürlich, daß die kälteren Weltkinder von aller Religion wenig hielten und sich achselzuckend abwendeten, als das alte Gezänk der Geistlichen, das während des Krieges niemals ganz geschwiegen hatte, jetzt wieder auf den Kanzeln und den Märkten zu toben begann. In vielen Landschaften aber war durch Dragonaden und die äußersten Zwangsmittel auch die Masse des Volkes drei-, viermal gezwungen worden, den Glauben zu wechseln, auch ihr waren die Bekenntnisformeln deshalb nicht werter geworden, weil sie mehrere derselben herzusagen gelernt hatte. So war eine innere Leere und Ver- ödung in das kirchliche Leben gekommen, die mit der Roheit und den Lastern, die der lange Krieg in die Menschen gebracht hatte, dem ersten Jahrzehnt nach dem Kriege ein so besonders trostloses Ansehen verleiht. Es gab wenig zu lieben, sehr wenig zu ehren auf Erden.

Und doch hatte gerade in dieser Zeit, wo der einzelne immer wieder von Todesgefahren umgeben war, ein günstiges Geschick so oft vor dem äußersten Ver- derben bewahrt. Überraschend und furchtbar, wie die Gefahren, ebenso überraschend und wunderbar erschien die Rettung. Daß die Kraft des Menschen nichts sei in diesem ungeheuren Spiele übergewaltiger Kräfte, war jedem tief in die Seele ge- schrieben worden. Wenn die Mutter sich mit ihren Kindern, während ein Reiter- haufen in der Nähe vorüberzog, zitternd im hohen Getreide barg und in den Augen- blicken der Todesgefahr die Gebete des Glaubens murmelte, so war natürlich, daß sie ihre Rettung dem besonderen Schutz ihres gnädigen Gottes zuschrieb. Wenn der zerschlagene Bürger in seinem Waldversteck die Hände faltete und feurig betete, daß die Kroaten, welche die Stadt plünderten, seine letzten versteckten Taler nicht finden möchten, und wenn es ihm später gelang, aus den Kohlen des verbrannten Hauses die Silberstücke herauszuscharren, so war natürlich, daß auch er an be- sondern göttlichen Schutz glaubte, welcher die gierigen Augen der Feinde abgelenkt hatte. Überall, wo ungeheure Schicksale in raschem Wechsel über den einzelnen hereinbrechen, bildet sich der Glaube an Ahnungen, Vorbedeutungen, natürliche Warnungen. Während die Menge auf Nordlichter und Sternschnuppen, auf Ge- spenster, den Schrei des Käuzchens, ein unerklärbares Anschlagen der Glocken mit banger Furcht achtete, suchte der feinere Geist die Weisungen des Herrn aus Träumen und himmlischen Offenbarungen zu erkennen. Es ist wahr, der lange Krieg hatte die Seelen gegen das Elend anderer verhärtet, aber er hatte ihnen die sichere

gleichmäßige Kraft zu sehr genommen, und das gedankenlose Starren in eine öde Welt und die kalte Gleichgültigkeit wurde in den meisten durch Anfälle von plötzlicher Weichheit unterbrochen, die vielleicht bei unbedeutender Veranlassung hervorbrachen und einen rücksichtslosen Sünder wie plötzlich in Schmerz und Zerknirschung auflösten. Es ist wahr, das Leben war sehr arm an Liebe und Grösse, aber das Bedürfnis, zu lieben und zu ehren, welches so tief in deutscher Natur begründet ist, suchte nach dem Frieden angstvoll ein Gewaltiges, Hohes, Festes, um dem eigenen verarmten und wankenden Dasein einen Inhalt und rege Tätigkeit zu geben. So kammerte sich der Sinn an die heiligen Bilder des Glaubens, die man sich wieder in stiller Andacht herzlich, hold, vertraulich herzurichten bemüht war.

Aus solchen Herzensbedürfnissen des Volkes entwickelte sich ein neues Leben in der christlichen Kirche. Nicht bei den Nachfolgern Luthers allein, ebensosehr bei den Reformierten, fast ebensosehr bei den Katholiken, auch nicht mehr in Deutschland allein und in den Ländern, welche damals in Abhängigkeit von deutscher Bildung waren: Dänemark, Schweden, dem slawischen Osten und Ungarn, fast gleichzeitig in England, sogar früher in Frankreich und Holland, wo religiöse und politische Parteiung durch fast hundert Jahre die Seelen in scharfen Gegensätzen auseinandergezogen hatte. Ja, bis in die Ordenshäuser der Jesuiten wirkte dasselbe Bedürfnis eines neuen Idealismus im freudenarmen Leben. In der Geschichte der christlichen Kirche ist dieser Pietismus — wie die neue Richtung von den Gegnern seit 1674 genannt wird — eine vorübergehende Bildung, deren Aufblühen und Hinwelken sich in wenig mehr als hundert Jahren vollendet. Die Einwirkungen aber, welche er auf Kultur, Sitte und Gemüt der Deutschen ausgeübt hat, sind zum Teil noch heute erkennbar. Einzelnes davon ist Erwerb der Nation geworden, und von dieser Einwirkung soll hier kurz die Rede sein.

Da der Pietismus oder der Glaube der Pietät, wie seine Anhänger ihn zuweilen nannten, keine neue Lehre war, welche von einem großen Reformator verkündet wurde, sondern eine Richtung des Gemütes, welche zu gleicher Zeit in vielen Tausenden aufbrach, so blieb die große Mehrzahl seiner Bekenner in der ersten Zeit fest in den Dogmen ihrer Kirche stehen. In der That sprach er anfänglich nur weitverbreitete Überzeugungen aus, welchen die Besten schon vor dem Dreißigjährigen Kriege Ausdruck gegeben hatten: daß nicht die abweichenden Lehrmeinungen, sondern die Übereinstimmung der religiösen Parteien die Hauptsache des Glaubens sei; daß das persönliche Verhältnis zu Gott unabhängig sei von den Glaubenssätzen; es nütze wenig, die Predigt zu hören, das Sakrament zu nehmen, in der Beichte zu erzählen, daß man ein großer Sünder sei, seine Hoffnung auf das Verdienst Christi und nicht auf die eigenen Werke zu setzen, sich allenfalls vor groben Sünden zu hüten und zu bestimmten Stunden ein gedankenloses Gebet zu sprechen. Und doch sei dies das gewöhnliche Christentum der Geistlichen und Laien, ein toter Glaube, ein äußerlicher Gottesdienst, Buchstabe ohne Geist. Wenig bedeute die Taufe des

Kindes ohne die Bekehrung der Erwachsenen, wenig bedeute ein kirchliches Leben, bei welchem der Laie die Güter des Heils fast nur passiv empfangt, jeder einzelne müsse in seinem Herzen das Priestertum des Lammes aufrichten. So empfanden Tausende.

Von den vielen aber, welche diesem Zuge des Herzens folgten, hat in Deutschland durch mehrere Jahrzehnte keiner so großen Einfluß ausgeübt als Philipp Jacob Spener (von 1635—1705)^{2a}. Im Elsaß geboren, wo seit mehr als hundert Jahren die Lehre Luthers und der Schweizer Reformatoren einander bekämpften und zusammenfloßen, wo die Gelehrsamkeit der Niederländer, ja, die frommen Bücher der Engländer geschätzt wurden — war sein frommes Herz durch ernste Schulbildung und unter dem Schutze, welchen ihm vornehme Frauen in schwerer Zeit gewährten, früh im Glauben fest geworden. Schon als Knabe war er strenge gegen sich selbst gewesen; als er einmal gewagt hatte, zum Tanz anzutreten, mußte er aus Gewissensangst den Reihen verlassen. Dann war er Erzieher an einem Fürstenhofe gewesen, hatte zu Basel weiter studiert, zu Genf mit Bewunderung gesehen, wie Jean de Labadie durch seine Bußpredigten die Weinhäuser leerte, die Spieler veranlaßte, ihren Gewinn zurückzugeben, und die Lehre von der innern Heiligung und der rücksichtslosen Nachfolge Christi den verwilderten Kindern Calvins in die Herzen schlug. Von da war Spener nach Frankfurt a. M. als Seelsorger gegangen und hatte dort seit 1666 eine segensreiche Wirksamkeit geübt, welche immer größere Verhältnisse annahm und ihm bald Anhänger durch ganz Deutschland verschaffte. In glücklicher Ehe, in günstigen äußeren Verhältnissen, friedliebend und vorsichtig, von ruhigem Gleichgewicht und zarter Empfindung, ein liebevolles, bescheidenes Gemüt, war er vorzugsweise gemacht, Ratgeber und Vertrauter bedrängter Herzen zu werden. Zumal auf weibliche Naturen übte der feine, gutherzige, würdevolle Mann eine sehr große Anziehungskraft. Er richtete in einer Privatwohnung Versammlungen frommer Christen ein, die vielbesprochenen Collegia pietatis, in denen Bücher der Heiligen Schrift erklärt und von den Männern besprochen wurden; die Frauen hörten in besonderem Raume schweigend zu. Als er diese Vorträge später in die Kirche verlegen mußte, verloren sie für Eifrige die Anziehungskraft, welche das Stille, Gewählte der geschlossenen Gesellschaft ausgeübt hatte, es entstanden Parteien, ein Teil seiner Schüler trennte sich von der Kirchengemeinde. Er selbst wurde nach zwanzigjähriger Tätigkeit von Frankfurt nach Dresden, bald darauf nach Berlin gerufen.

Spener selbst war allem Sektiererwesen abhold, schon die Mystik Arndts, noch mehr die von Jacob Böhme stieß ihn innerlich ab; er mißbilligte, wenn einzelne seiner Freunde die Gemeinschaft der Kirche verließen, er kämpfte durch sein ganzes Leben gegen die Feinde, welche ihn aus der Kirche herausdrängen wollten, und in der letzten Hälfte seines Lebens einen stillen Kampf gegen die eigenen Anhänger, welche die Dogmen der Kirche öffentlich mit Nichtachtung behandelten. Er selbst war durchaus kein Schwärmer; daß die christliche Religion eine Lehre der Liebe

sei, daß man Christi Leben durch das eigene Leben nachahmen und die vergänglichen Freuden der Welt gering achten müsse, daß man nach dem Beispiel des Erlösers seinen Mitmenschen Liebe beweisen müsse, das blieb immer der edle Kern seiner Lehre. Und doch wurde schon durch einiges in seinem Wesen, ohne daß er es wollte, die Absonderung und Abgeschlossenheit begünstigt, in welcher das religiöse Leben der Pietisten im nächsten Jahrhundert verkümmern sollte. Das Gewicht, welches er auf Privaterbauung und auf das einsame Ringen der Seele nach Gott legte, und vor allem das kritische Mißtrauen, mit welchem er das Weltleben betrachtete, das mußte seine Anhänger sehr bald in einen Gegensatz zu dem Leben der Menge bringen. Bei der inneren Armut und Dürftigkeit vieler Anspruchsvollen, welche sehnlichst sich an ihn klammerten, konnte nicht fehlen, daß die gleichmäßige Art, zu empfinden und das Leben zu beurteilen, in kurzem zur Manier wurde, welche sich in Sprache, Haltung, Tracht darstellte.

Immer noch war Gott der liebevolle Vater, welcher durch die Kraft des Gebetes bestürmt und wohl bewogen werden konnte, zu erhören. Aber das lebende Geschlecht hatte bange Entsagung gelernt, und ein leises Flüstern zu Gott war an die Stelle des starken Gebetkampfes getreten, in welchem Luther seinem Herrgott „den Saß vor die Füße geworfen hatte“. Die Unerforschlichkeit der Vorsehung war durch furchtbare Lehren tief in die Seele geprägt, und die Fortschritte der Wissenschaft ließen bereits so viel von der Größe der Weltordnung ahnen, daß die Schwäche und Kleinheit des Menschen stärker betont werden mußte. Der Sünder war seinem Gott gegenüber schüchterner geworden, die naive Unbefangenheit der Reformationszeit verloren. Dafür hatte sich in dem lebenden Geschlecht die Wundersucht gesteigert, eifrig bemühte man sich, auf Umwegen hinter den Willen des Herrn zu kommen. Träume wurden gedeutet, Vorzeichen erkannt, jede schöne Empfindung der eigenen Seele, jeder schnelle Fund, welchen der denkende Geist machte, wurden sehnlichst als eine unmittelbare Eingebung Gottes betrachtet. Es war ein volkstümlicher Glaube, zufällige Worte, welche von außen in die Seele fielen, als bedeutsam zu betrachten; dieser Glaube ward jetzt in einen wohlgeordneten Bau gebracht. Wie der Jütländer Steno — jener katholische Bischof zu Hannover, der Bekannte von Leibniz — plötzlich zum katholischen Fanatiker wurde, weil eine Dame aus dem Fenster einige gleichgültige Worte herunterrief, die der Vorübergehende für einen Befehl des Himmels hielt, ganz ebenso beherrschte das zufällige Wort auch den deutschen Pietisten. Der uralte Aberglaube, welcher schon im Jahre 506 auf dem Konzilium von Agde den Christen verboten wurde, kam wieder in Aufnahme: man schlug die Bibel oder das Gesangbuch auf, um aus zufälligem Wortlaut die Entscheidung bei innerer Unsicherheit zu finden, — der Spruch, auf welchen der rechte Daumen traf, war der bedeutsame; — ein Brauch, der noch heute fest in unserm Volke haftet und von den Gegnern schon um 1700 als „Däumeln“ verhöhnt wurde. Kam von außen ein Ruf, ein Anerbieten, so war üblich, ein erstes Mal abzulehnen; wiederholte sich die Aufforderung, dann rief der Herr. Es ist leicht



Ankleide- und Empfangszimmer einer Dame. (Anfang des 18. Jahrhunderts.)
 (Kupferstich aus: Amaranthes, Frauenzimmer-Lexikon. Leipzig, 1715.)



Nürnberger Frau im weißen Regen-Tuch. Anfang des 18. Jahrhunderts.
 (Kupferstich von J. A. Friderich. — Frauen schützten sich gegen den Regen durch das Regen-Kleid oder Regen-Tuch, ein aus Seide oder Wolle angefertigtes, in seiner Ausschmückung und Farbe mit der Mode wechselndes breites und langes Tuch. Amaranthes [G. W. Corvinus] erklärte in seinem „Frauenzimmer-Lexikon“ [Leipzig, 1715]: „Regen-Schurz ist ein langer von schwarzem Parat verfertigter Weiber-Rock, der zu einem Regen-Kleid mit gehört und in Hamburg keines sonder das andere getragen wird. Das Frauenzimmer ziehet sie über alle Kleider, auch über das Aufstecke-Kleid, wenn es ausgehet.“ „Parasol heißt eigentlich ein Schirm-Tuch von Wachs-Tuch, so an einem Stängel das Frauenzimmer über sich trägt, um sich dadurch wider der Sonnen Hitze zu bedecken. In hiesigen Landen [Leipzig] aber brauchet sie das Frauenzimmer zur Regen-Zeit. Sie können ausgespannt und wieder eingezogen werden. Die Franzosen geben ihm den rechten Namen und nennen es Parapluje.“ Für das allmähliche Aufkommen von Regenmantel und Regenschirm ist zu beachten, daß noch im 18. Jahrhundert die empfindliche Besuchstracht der vornehmen Welt ebenso wie der Straßenzustand fast ganz den Fußgängerverkehr bei anhaltendem schlechten Wetter behinderten. Man benutzte in den höheren Ständen Sänfte und Wagen und paßte sich deshalb langsamer der Straßentracht-Zweckmäßigkeit an.)



Reifrock. Um 1750.

(Holzschnitt aus: Curiöse Gespräche zwischen Charlottgen und Monsieur Aventurier. 1750. — Die für das 18. Jahrhundert kennzeichnende Mode des Reifrockes gelangte aus Spanien über England — gegen 1710 — und Frankreich — gegen 1720 — nach Deutschland, wo sie sich ebenfalls nicht ohne Widerstand durchsetzte. Das „Frauenzimmer-Lexikon“ erklärte 1715: „Reiffen-Rock ist insgemein ein von roher Leinwand mit Stricken oder Fischbein-Reiffen weit ausgespannter und ausgedehnter Unter-Rock, den das Frauenzimmer nach jetziger Mode, um ihrer Taille dadurch ein Ansehen zu machen, unter die andern Röcke zu ziehen pfleget.“ Der Reifrock wurde, abgesehen von seinen modischen Vorzügen, als bequem und billig empfunden, weil er die bis dahin üblich gewesenen vielen Unterröcke ersetzte und sich bald auch durch Gelenke den Bewegungen der Trägerin anpaßte. In den verschiedenen Ausgestaltungen der Krinolinenmode wechselnd, wurde er erst durch die neue seit der französischen Revolution üblich werdende Tracht abgeschafft.)

Laden einer Modenwaren-Händlerin.

(Kupferstich aus: Die dem lieben Frauenzimmer sehr angenehmen und commoden Contusche und Reifen-Rock... Gedruckt in der Lindenstadt [Leipzig] 1713. 3. A. 1717. —



Die beiden Käuferinnen tragen die Kontusche, ein eben aufkommendes, in und außer dem Hause benutztes leichtes, mantelähnliches Oberkleid, einen ohne Schnürbrust benutzten Überwurf, gegen den sich vielfach die Geistlichkeit wendete. An den Wänden hängen Kontuschen und Reifröcke.)



Spottbild auf den Modenarren. 18. Jahrhundert.

(Kupferstich von J. Chr. Weigel aus: Centi-Folium Stultorum in Quarto. Wien und Nürnberg [1709].)

Spottbild auf die Schönheitsmittel. 18. Jahrhundert.

(Kupferstich aus: J. F. v. Göz, Die heutige sichtbare Körperwelt. Augsburg [1783–85]. Puder, Schminke usw. dienten indessen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht nur zur „Ergänzung entschwendener Reize“, sondern gehörten mit den Schönheitspflästerchen zur Damenmode ebenso wie die Schnürbrust und die seit etwa 1780 aufkommenden falschen Culs und Bouffanten, die den Reifrock zu ersetzen begannen.)



Supplement des Graces effancées.

Perücke und Zopf.

Der Gebrauch von Haarauffäßen aus fremden Haaren, von Perücken, schon im Altertum, im Mittelalter und in der Reformationszeit nicht unbekannt, wurde, nachdem im Anfange des 17. Jahrhunderts der Pariser Haarkünstler Ervais die Erfindung der durch Treffieren von Haaren zwischen Seidenfäden hergestellten Perücken gemacht hatte, durch König Ludwig XIII. von Frankreich um 1625 eine Mode, die unter König Ludwig XIV. in der Allongeperücke ihren Höhepunkt erreichte. Diese, auf der Stirn hochgetürmt und in der Mitte gespalten, ließ in reichen Locken das Perückenhaar zu beiden Seiten des Kopfes bis auf die Brust und, die Achseln freilassend, bis zur Mitte des Rückens herabfließen, erlangte jedoch ihres hohen Preises wegen nur als vornehme Standestracht in ganz Westeuropa Geltung. Im Hause ersetzte man bald die kostbare Staatsperücke durch eine kürzere Stutzerperücke, bei der die flatternden Locken der Allongeperücke an ihren Enden geknotet wurden. (Knotenperücke.) Um 1700 kam das Einpudern der Perücken auf, um 1720 ersetzten sie Zopf und weiterhin Haarbeutel, die unter den Einflüssen der Revolutionsmoden um 1800 allmählich außer Gebrauch kamen. (Bis etwa 1820 gehörte der Zopf zur hessischen Militäruniform.) Geflochtene Zöpfchen, die rechts oder links am Ohr oder an beiden Ohren herabhingen, waren schon im 17. Jahrhundert Stutzertracht gewesen, indessen geht der künstliche oder natürliche Zopf als die herrschende Männerhaartracht des 18. Jahrhunderts auf König Friedrich Wilhelm I. von Preußen zurück, der 1713, den Perückenprunk abschaffend, zur einfachen militärischen Uniform sein eigenes Haar schlicht in einem hinten herabhängenden mit schwarzem Bande bewundenen Zopf trug und diesen gleichzeitig auch für die Uniformierung seines Heeres einführte; eine Aufsehen erregende Neuerung, die bald von allen anderen europäischen Heeren übernommen wurde. Im Gegensatz zu dem als Kennzeichen der militärischen Uniform betrachteten Zopf wurde um 1750 der Haarbeutel das modische Zeichen der guten Gesellschaft, ein, meist schwarzes, seidenes Bändchen, das sich platt auf den Obertheil des Rückens legte, die Nackenhaare zusammenfaßte und noch mit weiteren seidenen Bändchen gebunden und verziert war. Dazu verkürzten sich die Lockenmassen der Perückenseitenflügel zu einer einzigen Lockenrolle über Stirn, Schläfen und Ohren, der Vergelte, die man schon aus den eigenen Haaren herstellte, pomadisierte und mit Puder bedeckte.



1. Johann Ludwig Fabricius



2. Friedr. Spanheim



3. Friedr. Ulrich Calixtus



4. Heinrich Rigner



5. Hermann Barkhaus



6. D. Philip Jacob Spener



7. D. Johann Simonis



8. Joh. Paul Astmann



9. Johann Frisch

1., 2. Ref. Professoren der Theologie in Heidelberg. 3., 4. Luth. Professoren der Theologie in Helmstedt. 5. General-superintendent in Hannover. 6. Propst Spener, eigene

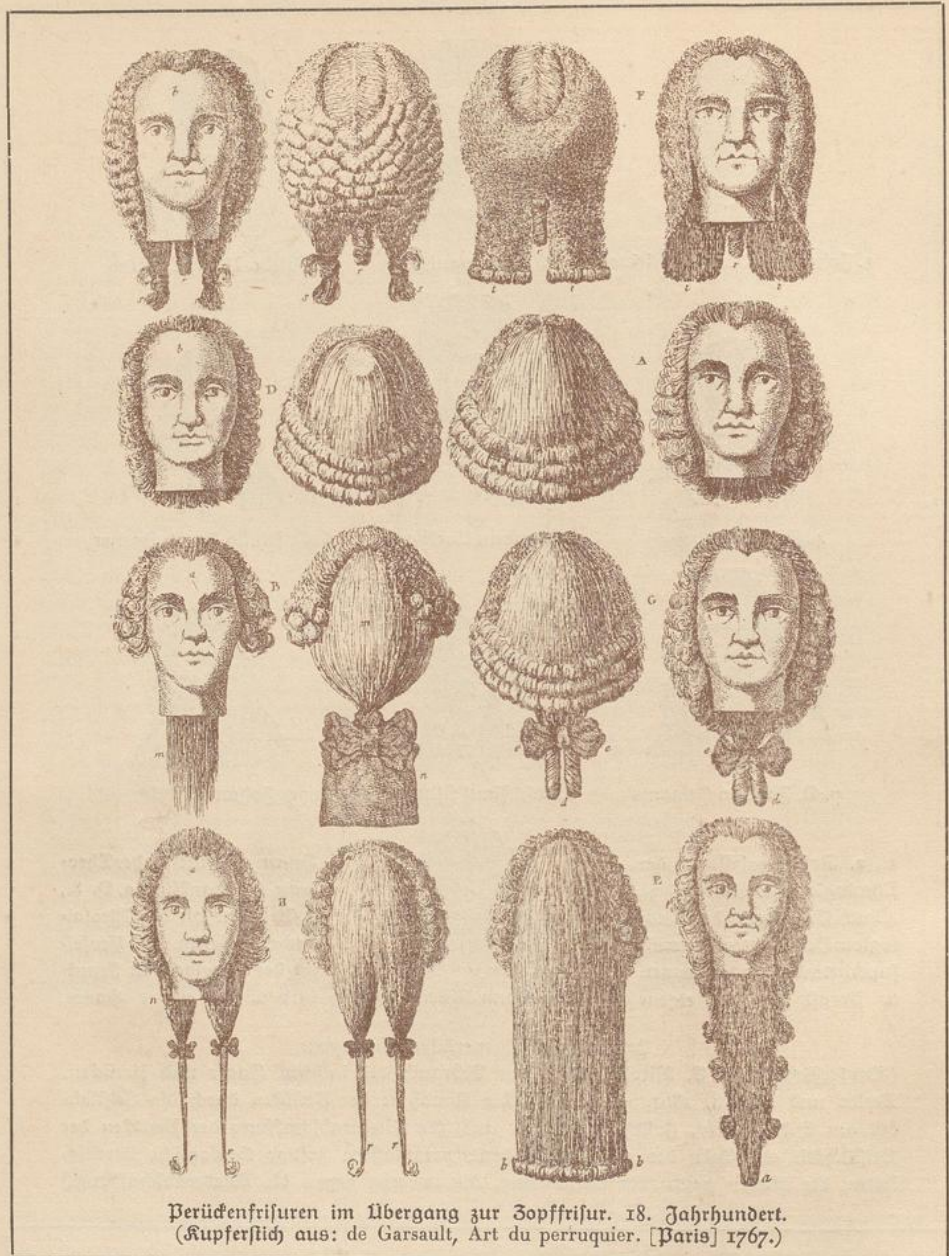


10. Johann Kiffelmann

Haare. 7. Professor der Theologie in Frankfurt a. D. 8., 9. Prediger an der Nicolai-kirche in Berlin. 10. Professor der Theologie in Frankfurt a. D., eigene Haare.

Deutsche Predigerperücken um 1700.

(Kupferstiche aus: F. Nicolai, Über den Gebrauch der falschen Haare und Perücken. Berlin und Stettin, 1801. — Sowohl die Annahme der Perücken durch die Geistlichkeit am Ende des 17. Jahrhunderts wie auch die Wiederabschaffung der Perücken der Geistlichkeit am Ende des 18. Jahrhunderts veranlassten heftige theologische Streitigkeiten, die älteren gegen die Einführung, die neueren gegen die Wiederabschaffung.)





Spottbilder auf die Ausartungen der Mode, insbesondere auf die Damen-Coiffüren, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in ihren modischen Übertreibungen rasch wechselten. (Kupferstiche von J. M. Will. Augsburg.)

Coëfures de Berlin.



1. Coëfure de nocce. 2. Herisson. 3. Phylantropine.
4. Préfervatif. 5. Herisson négligé.

Coëfures de Berlin.



1. Coeur baré. 2. Freshumbe. 3. Israélite.
4. Circassienne. 5. Georgienne.

Berliner Coiffüren-Moden. Ende des 18. Jahrhunderts.
(Radierungen von D. Chodowiecki.)

Kabillements Berlinois



Berliner Moden. Ende
des 18. Jahrhunderts.

(Radierungen von D.
Chodowiecki. 1778/79.)

1. Habit de gala 2. Nègligé. 3. Froc
4. Jurtout.

Kabillements Berlinois.



1. Robe de Cour. 2. Demi paré. 3. Retroufse.
4. Pequiche.

Kabillements Berlinois.



1. & 3. Nègligé. 2. & 4. Circassienne.

einzusehen, daß die gläubige Seele, ohne sich dessen bewußt zu werden, bereits in der Form der ersten Ablehnung einer stillen Neigung des Herzens folgen konnte, welches heimlich ein Ja oder Nein empfahl.

Daß in einer zügellosen Zeit auch die Auflehnung der Besseren gegen das Gemeine und Wilde das Maß überschreitet, ist natürlich. Nach dem Kriege war ein wahnsinniger Kleideraufwand eingetreten, schamlos liebten die Frauen, ihre Reize zu zeigen, leichtfertig waren auch die Tänze, roh die Trinkgelage, die Komödien und Romane oft nur eine Sammlung von Unsauberkeiten. Da war natürlich, daß solche, die sich ärgerten, einfache, dunkle, verhüllende Gewänder wählten, und daß die Frauen sich nonnenhaft von Tanz und Lustbarkeiten zurückzogen, das Weintrinken in Verruf kam, die Komödie nicht besucht wurde und jeder Tanz für eine gefährliche Leichtfertigkeit galt. Aber der Eifer ging noch weiter. Auch die laute fröhliche Unterhaltung erschien bedenklich, die Menschenseele sollte immer beweisen, daß sie die vergänglichen Freuden der Welt gering achte. Selbst das Harmloseste, was die Natur dem offenen Sinn des Menschen entgegentrug, ihre lachenden Blüten, das Singen der Vögel, das durfte nur mit Vorsicht bewundert werden, es galt für unerlaubt, wenigstens am Sonntage, Blumen zu pflücken oder sie gar an Brust und Haar zu stecken. Daß auch ehrenwerte Leistungen der schönen Künste vor solcher Richtung wenig Gnade fanden, ist natürlich. Malerei und weltliche Musik wurden ebenso gering geachtet wie die Arbeiten der Dichter, in denen die Sorgen einer irdischen Liebe anschaulich dargestellt wurden. Man sollte die Welt nicht dem Erlöser gleichstellen. Die nicht „der Pietät“ folgten, lebten in „Gleichstellung der Welt“.

Wer sich in solcher Weise gegen die Mehrzahl der Menschen abschließt, der mag sich selbst täglich sagen, daß er in Demut und Entsagung seinem Gott lebe, er wird nur selten geistlichen Hochmut von sich fernhalten. Es war natürlich, daß die Stillen im Lande, wie sie sich schon früh selbst nannten, ihr Leben für das bessere und würdigere hielten, aber es war ebenso natürlich, daß sich dabei eine geheime Eitelkeit und selbstgefälliges Wesen großzog. Sie hatten so oft den Versuchungen der Welt widerstanden, sie hatten so oft große und kleine Opfer gebracht, dafür erleuchtete sie die Gnade des Herrn, sie waren seine Auserwählten. Ja, ihr Glaube war menschenfreundlich, Christenpflicht üben, anderen Gutes tun in der Wüste des Lebens, wie jener Samariter dem Reisenden. Aber es war doch natürlich, daß sie Teilnahme und Wohlwollen zumeist solchen zuwandten, welche dieselbe Glaubensrichtung hatten. Und ihr Zusammenhang wurde durch mehrere Umstände merkwürdig fest. Es waren zuerst nicht vorzugsweise gelehrte Geistliche, welche der Pietät anhängen, im Gegenteil, die große Mehrheit der Theologen stand bis etwa um 1700 vom orthodoxen Standpunkte gegen sie in Waffen. Sie aber lebten mehr dem Evangelium als dem Gesetz, sie suchten sorgfältig den Schein zu vermeiden, als dürfe der Prediger eine Herrschaft über das Gewissen der Gemeinde ausüben. Das fesselte vorzugsweise die Laien, strenge Geister und warme

Herzen aus allen Ständen, Gelehrte, Beamte, Bürger, und wieder nicht wenige Vornehme, auch vom hohen Adel, vor allem aber die Frauen.

Zum ersten Male seit der deutschen Urzeit — eine kurze Periode des ritterlichen Frauendienstes ausgenommen — wurden die deutschen Frauen über den Kreis der Familie und des Hauses herausgeführt, zum ersten Male nahmen sie selbsttätig als Mitglieder einer großen Gesellschaft teil an den höchsten Angelegenheiten der Menschheit. Gern wurde von den frommen Theologen der Pietät hervorgehoben, daß sich in ihren Gemeinden fast mehr Frauen als Männer befanden, wie fleißig und eifrig die Frauen alle Übungen der Gottseligkeit durchmachten, daß die Frauen schon am Kreuze stehengeblieben waren, als die Apostel alle davonliefen². Ihr inneres Leben, ihr Kampf mit der Welt, ihr Ringen nach Christi Liebe und Erleuchtung von oben wurde von den Vertrauten mit herzlicher Teilnahme beobachtet, sie fanden treue Berater, liebevolle Freunde unter feinfühlenden und ehrenwerten Männern. Die neue Auffassung des Glaubens, welche viel weniger die Buchgelehrsamkeit betonte als die Empfindung eines reinen Herzens, mußte gerade auf sie wie ein Zauber wirken. Auch das Stille, Abschließende, Aristokratische der Richtung zog sie mächtig an, ja, ihre größere Weichheit, die Kraft ihrer unmittelbaren Empfindung und ein reizbares nervöses Leben machte sie besonders geeignet, Rührung, Begeisterung und die wunderbaren Einwirkungen der Gottheit zu empfinden. Schon war die geniale Anna Maria von Schurmann zu Utrecht, wohl das gelehrteste aller Mädchen, lange Zeit die Bewunderung der Reisenden, durch Jean Labadie von der Kirche gelöst worden, und das fromme und lebenswürdige Herz hatte (1670) alle ihre Schriften — die doch nichts Unchristliches enthielten — in heiligem Eifer widerrufen. Wie sie, suchten auch andere Frauen ihr Priestertum vor dem Volke zu vertreten, mehrere der frommen Theologen durften sich starker Gattinnen rühmen, welche an ihrer Seite beteten, trösteten, sie selbst bei Widerwärtigkeiten im Glauben stärkten und wie sie teil an den Erleuchtungen hatten. So kam es, daß Frauen aus allen Ständen die eifrigsten Parteigänger der Pietät wurden. Kaum eine erlauchte oder reiche Familie, welche nicht unter den Damen ihres Hauses eine Fromme zählte und durch das gehaltene Wesen und die sittlichen Ermahnungen derselben zuerst geärgert, allmählich beeinflusst wurde. Gerade für solche vornehme Frauen hatte es einen großen Reiz, den Begabteren ihrer Gemeinde wohlwollenden Schutz zu gewähren. Sie wurden die eifrigsten Gönnerinnen, unermüdliche Proselytenmacher, zuverlässige Vertraute und Helfer bei Bedrängnissen anderer. Während sie aber für die Bestrebungen ihres Glaubens arbeiteten, erfuhr auch ihr eigenes Leben manche Einwirkung. Sie kamen in Verbindung mit Männern aus verschiedenen Ständen, sie gewöhnten sich, mit den Abwesenden schriftlich zu verkehren, sie lernten, sich über Geheimnisse des Herzens, über zarte Empfindungen der Seele aussprechen. Gesah das oft in den abgebrauchten Ausdrücken der Gemeinde, es war doch für viele eine Vertiefung des innern Lebens. Ja, es wurde dadurch einiges Neue herausgebildet in dem Gemüt des Volkes.

Die Gewöhnung, über die eigenen Zustände nachzudenken, auch noch bei starker innerer Bewegung sich selbst zu beobachten, war der deutschen Seele etwas ganz Neues. Oft rührt uns die kindliche Freude, mit welcher jene Frommen die Vorgänge ihrer geistigen Tätigkeit, die Regungen ihres Herzens nachsinnend betrachten. Vieles ist ihnen erstaunlich und überraschend, was wir bei größerer Gewandtheit, das Leben in uns und anderen zu erforschen, nur gewöhnlich finden. Jeder Kreis von Vorstellungen, welche schnell zu einem Bilde, einem Gedanken, einer Idee zusammenschießen, jedes schnelle Aufblitzen eines Gefühls, dessen leitende Fäden sie nicht übersehen, erscheint ihnen wunderbar. Der Bibelspruch, dessen Sinn sie nach längerem Grübeln verstehen, „wird ihnen aufgeschlossen“. Ihre Traumbilder, welche bei der eifrigen Beschäftigung mit der Schrift häufig biblische Gestalten zeigen, werden von ihnen nach dem Erwachen sorglich in verständigen Zusammenhang gebracht und, ohne daß sie sich der erfindenden Zutat bewußt werden, zu einer kleinen Dichtung abgerundet. Ihre lyrischen Stimmungen formen auch die Tagebücher um, welche bis dahin meist nur ein Verzeichnis der zufälligen Vorfälle gewesen waren, die vertrauten Blätter werden von jetzt mit unbehilflichen Versuchen, durch prächtige Worte ein leidenschaftliches Gefühl auszudrücken, und mit Betrachtungen über das eigene Herz gefüllt. Wenn eine Pietistin kurz nach 1700 schreibt: „Es waren so viele tiefe Gedanken in meinem Herzen, daß ich's nicht ausdrücken kann“, oder „Ich hatte große Empfindungen über diese Gedanken“, so klingt dergleichen für uns wie eine Äußerung der jüngst vergangenen Zeit, etwa von Bettine Armin, welche allerdings in mancher Hinsicht ein Nachklang jener erregten Frauen ist, die einst am Main unter Spencers Leitung beteten. Aus dem Leben drang dieselbe Fertigkeit einer staunenden Selbstbetrachtung in die Poesie: die Lyrik, später auch die Romane.

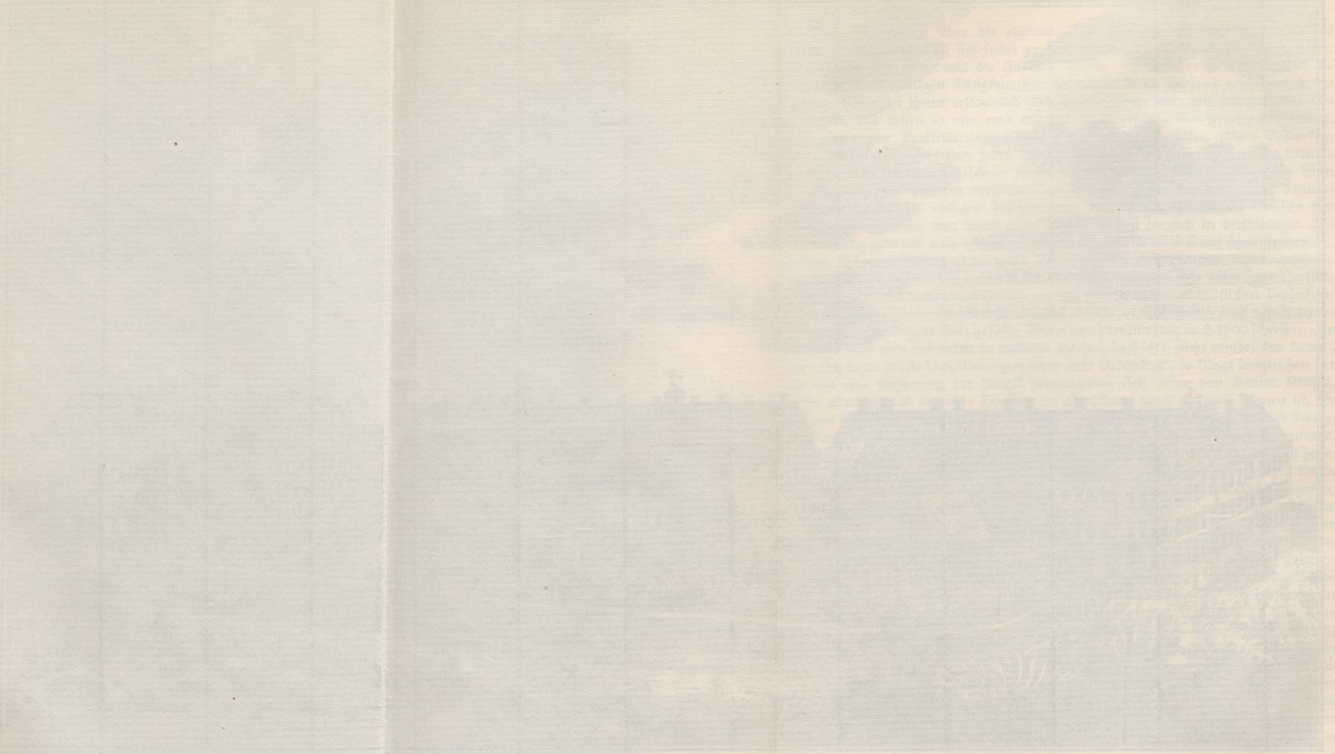
Ferner begann mit dem Pietismus in Deutschland auch ein neuer gesellschaftlicher Verkehr. Selten war den Häuptern der frommen Gemeinden ein ruhiges Leben beschieden, sie wurden hin und her veretzt, verjagt, umhergetrieben. Die Jüngeren, welche Lehre, Trost, Erleuchtung suchten, taten deshalb Reisen oft in entfernte Landschaften. Überall fanden sie verwandte Seelen, Gönner, Bekannte, oft gute Aufnahme und gastlichen Schutz auch von Fremden. Wer nicht selbst reiste, liebte doch, an Geistesverwandte über seine Stimmungen, über Versuchung und Erleuchtung zu schreiben. Auch das war neu. Solche Briefe wurden herumgetragen, abgeschrieben, weit verschickt. Es war der Anfang des Briefkultus. So entstand ein stiller Zusammenhang der frommen Seelen durch ganz Deutschland, eine neue menschliche Verbindung, welche zuerst die Vorurteile des Standes durchbrach, die Frauen zu angesehenen Mitgliedern einer geistigen Genossenschaft machte, ein Verkehr, dessen Hauptsache das innere Leben der einzelnen war. Und dieses gesellschaftliche Treiben der Frommen aus der Zeit von Spener hat noch hundert Jahre später Form und Wesen des Verkehrs der schönen Seelen bestimmt; ja, das menschliche Verhältnis unserer großen Dichter zu deutschen Fürsten und vornehmen Frauen ist vielleicht nur möglich geworden, weil die Stillen im Lande in



1. das vordere und erste Gebäude des Waisenhauses, w. An. 1698. erbauet, in welchem die Apothecke, Buchladen, Druckerey, des Buchladens, des Classen, der lateinischen Schule und Naturalien-Saal befindlich. 2. das Seiten-Gebäude zur Linken hand, in welchem die Waisen Knaben Wohn-Stuben, die Classen der Deutschen Schule, der Waisen Mädchen Wohn-Stuben, die Classen und Singe-Saal der Mädchen befindlich. 3. das Seiten-Gebäude zur Rechten, in welchem der große Speise- u. Speise-Saal befindlich. 4. das samteinische Bibel-Haus, also die Bibel-Druckerey. 5. die Bibliothek. 6. das Seiten-Gebäude, in welchem Studier- u. Schüler wohnen. 7. Pädagogium Regium. 8. Kranken-Pflege. 9. Brun- u. Bad-Haus. 10. B. Bücher-Magazin. 11. Scheunen u. Ställe zur Meierei. 12. Gärten. 13. Die Wohnung des Speisewirts bey der Lateinisch-Schule.

Kupferstich aus: Beschreibung des Hallischen Waisenhauses und der übrigen damit verbundenen Franckeschen Stiftungen. (Halle, 1799.)

V. 9. 26



...der tiefen Klänge zu...

ähnlicher Weise an den Höfen gelebt haben. Auch der äußere Brauch blieb derselbe, die Besuche der Reisenden, die Briefe, die stillen Gemeinden der Feinfühlenden. Und die Empfindsamkeit des Wertherzeitalters ist nur eine Stieftochter von der Gefühlseligkeit des alten Pietismus.

Auch die segensreiche Einwirkung, welche die Pietisten auf Sitte und Zucht des Volkes ausübten, ist nicht niedrig anzuschlagen; sie wurde allerdings dadurch beeinträchtigt, daß sie sehr geneigt waren, sich von der Menge abzuschließen. Überall aber, wo die Tätigkeit, welche Spener als Seelsorger geübt hatte, Nachahmung fand, vollends wo der Pietismus in der Landeskirche zur Anerkennung kam, wurde das praktische Christentum der neuen Lehre erkennbar. Wie Spener brachten seine Nachfolger die Kinderlehren in Ansehen, gern benutzten sie diese Stunden, wo die jungen Seelen der Gemeinde und die Herzen der Eltern sich ihnen aufschlossen, um bedeutsame Tagesereignisse zu beurteilen und praktische Anwendungen ihrer Lehre zu machen. Sie waren es, welche zuerst nach dem verwüstenden Kriege mit warmem Herzen für die Volksschulen sorgten, auf sie müssen die ersten Anfänge einer geordneten städtischen Armenpflege in größeren Städten zurückgeführt werden. Es ist bekannt, wie die deutschen Waisenhäuser durch sie eingerichtet wurden; dem Beispiel Franckes in Halle folgte man in vielen anderen Städten, die großen Anstalten wurden von den Zeitgenossen wie ein Wunder angestaunt. Und für alle Zeit soll unser Volk mit besonderem Anteil auf diese Stiftungen unserer frommen Vorfahren sehen. Denn sie sind die ersten gemeinnützigen Unternehmungen, welche durch freie Privatbeiträge einzelner aus ganz Deutschland gegründet werden. Zum ersten Male wurde durch sie dem Volke in das Bewußtsein gebracht, wie Großes durch das Zusammenwirken vieler Kleinen geschaffen werden könne. Daß diese Erfahrung dem Volke damals wie ein Märchen erschien, ist nicht auffallend, wenn man erwägt, daß durch die Stillen in den Jahrzehnten vor und nach 1700 aus den Ländern deutscher Zunge weit mehr als eine Million Taler für Waisenhäuser und ähnliche wohltätige Anstalten zusammengebracht worden sein muß, — allerdings nicht nur aus Privatkassen; — aber in dem armen, noch dünn bevölkerten Lande haben solche Summen eine Bedeutung.

So bereitete der Pietismus nach vielen Richtungen große Fortschritte vor, und das Beste, was er seinen Gläubigen bot, eine Steigerung des Pflichtgefühls und eine größere Innigkeit der Empfindung, das ging aus den stillen Gemeinden auch in die Seelen von vielen tausend Weltkindern über; er trug kaum weniger als die Wissenschaft des beginnenden Aufklärungszeitalters dazu bei, das wilde und rohe Treiben, welches in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts überall abstößt, zu mildern und dem Familienleben der Deutschen wenigstens in den Städten größere Einfachheit, Ordnung und Zucht zu geben. Die Familien, aus denen unsere großen Gelehrten und Dichter herausgewachsen sind, das Vaterhaus von Goethe, Schiller und Kant, zeigen die Einwirkungen, welche die Pietät auf die letzten Geschlechterfolgen der Vorfahren ausgeübt hatte.

Daß viele der Pietisten sich schnell in Wunderlichkeiten und auf gefährlichen Abwegen verlieren mußten, ist freilich begreiflich.

Es war natürlich, daß denen, welche nach inneren Kämpfen und langem Ringen die Kraft zu einem gottseligen Leben gewonnen hatten, die Erhebung des sündigen Menschen zur Hauptsache wurde; und da man überall sehnsüchtig eine unmittelbare Einwirkung Gottes auf das eigene Leben suchte, so lag nahe, auch diese Erweckung einer besondern Begnadigung des Herrn zuzuschreiben und die Stunde, in welcher die Erleuchtung und Heiligung des eigenen Wesens durch Offenbarung des Göttlichen stattfand, angstvoll zu erleben, und wenn nach hoher Spannung der Seele die Verückung eintrat, diese als den Anfang eines neuen gottbegnadeten Lebens zu betrachten. Auch Luther hatte nach der Erleuchtung gerungen, auch er hatte das Entzücken der Erhebung, innern Frieden, Ruhe, Klarheit, Gefühl der Überlegenheit über die Welt empfunden. Aber es war bei ihm und den kräftigen seiner Zeitgenossen ein immerwährender Kampf und ein häufig wiederholter Sieg gewesen, ein gewaltiger seelischer Vorgang, der ihm selbst zwar zuweilen wunderbar voll erschien, der aber bei seiner gesunden starken Natur nichts Kränkliches hatte und dessen besondere Formen, die Kämpfe mit dem Teufel, nur die natürliche Folge des naiven und treuherzigen Volksglaubens waren, welcher die alten Hausgeister und Kobolde unserer heidnischen Ahnen in christliche Engel und Teufel verwandelt hatte. Die neuen Frommen dagegen lebten in einer Zeit, in welcher das Leben der Natur und des Menschen bereits viel verständiger nach Ursache und Wirkung aufgefaßt wurde, wo eine Menge von wissenschaftlichen Vorstellungen volkstümlich war, wo ein praktischer weltlicher Sinn, der sich weniger leicht Selbsttäuschungen hingab, überwog, wo Begeisterung und große Ideen selten das Menschenherz erhoben. Schon lagen die Anfänge des Rationalismus in den Seelen der Zeitgenossen. In solcher Zeit war die Wiedergeburt, die Stunde der Erweckung keine Stimmung, welche leicht kam, kein Zustand, in den man sich bei gesundem Nervenleben ohne eine gewisse Gewaltigkeit versetzen konnte. Man mußte lange darauf warten, sich angestrengt vorbereiten, Körper und Seele dazu zwingen; mit einer Selbstbeschaulichkeit, in der schon etwas Ungesundes lag, belauerte man ängstlich die eigene Seele, ob der Zeitpunkt nahe sei, ob man die Erweckung habe. Und dieser Augenblick der Erweckung selbst sollte ein durchaus von aller andern menschlichen Stimmung verschiedener sein. Um die Überzeugung hervorzubringen, daß er gekommen sei, reichte den meisten Naturen auch nicht mehr die Stimmung aus, welche die kräftigen Reformatoren nach schweren Gewissenskämpfen beglückt hatte, und welche zu allen Zeiten auf dem Menschenantlitz wie ein Abglanz des Göttlichen ruhen wird: der Friede und die Heiterkeit, wie sie nach starker schöpferischer Arbeit des Geistes, nach dem siegreichen Ende eines Kampfes zwischen Pflicht und Neigung kommen. Jener Durchbruch der Gnade bei den Pietisten war, wenigstens häufig, von Entzückungen, Gesichtern und ähnlichen pathologischen Erscheinungen begleitet, welche zu keiner Zeit gefehlt haben, die man aber damals als die höchsten

Genüsse und Ziele des Erdenlebens mit Leidenschaft aufsuchte, mit Bewunderung betrachtete. Es sollte in kurzem klar werden, daß gerade die Erweckung die Klippe war, an welcher der Pietismus zugrunde ging.

Auch das Lesen in der Schrift mußte bei solcher Richtung allerlei besondere Gefahren bereiten. Wer die heiligen Bücher deutete und die Überzeugung hatte, daß Gott ihn mit unmittelbaren Einwirkungen begnadige, der war in der unglücklichen Lage, jeden zufälligen Einfall, der ihm bei einer Stelle kam, für eine unfehlbare Offenbarung zu halten. Nun machte aber die Sehnsucht der schwachen Zeit nach besseren Zuständen und die besondere Neigung der Frommen nach Erleuchtungen die prophetischen Bücher des Alten und Neuen Testaments besonders lockend. So kam es, daß die Pietisten aus ihnen eine Menge von Enthüllungen und Prophezeiungen herauslasen. Es ist fast zufällig und nicht von Wichtigkeit, zu welchen Ergebnissen sie gerade kamen. Die Beschäftigung aber mit den dunkleren Stellen der Propheten und vollends mit der Offenbarung Johannis, welche noch Luther eine Zeitlang vertraulich für ein verworrenes und unangenehmes Buch erklärt hatte, trug nicht dazu bei, ihr Urteil klarer und ihre wissenschaftliche Bildung tüchtiger zu machen, denn noch hatte ihre Zeit den Schlüssel zum Verständnis dieser Aufzeichnungen nicht gefunden. Dazu kam, daß die Sprachkenntnisse auch der Gelehrten meist ungenügend waren, obgleich nach dem Vorbilde der Schurmann bereits hier und da ein frommes Fräulein Hebräisch lernte. Nicht lange, und der Mehrzahl erschien alle weltliche Wissenschaft unnütz und schädlich.

So drohten dem Pietismus sofort nach seinem Aufkommen in Deutschland große Gefahren. Aber das Leben der älteren Pietisten, welche von Frankfurt aus sich über Deutschland verbreiteten, ist doch noch einfacher und harmloser, als das spätere Treiben zu Halle und unter den Sondergemeinden des achtzehnten Jahrhunderts.

Uns sind zwei Selbstbiographien frommer Seelen aus der Schule Speners erhalten, welche auch andere Richtungen des deutschen Lebens gut beleuchten. Beide gehören zusammen, es ist Mann und Frau, welche sie uns hinterlassen haben, gutherzige Menschen von warmem Gemüt, einiger Gelehrsamkeit und nicht vorzugsweise kräftigem Gefüge des Geistes, der Theologe Johann Wilhelm Petersen und seine Gattin Johanna Eleonore geb. von Merlau. Nachdem die Gatten sich nicht ohne einen angenehmen Wink Gottes ehelich verbunden hatten, führten sie miteinander ein geistliches Leben; einträchtig, wie ein Vogelpaar, flatterten sie durch Anfechtungen und Beschwerden dieses Erdentals. Gemeinsam kamen ihnen die himmlischen Tröstungen und Offenbarungen, oft mußten sie von einem Zweig auf den andern fliegen, weil das Lied, welches sie zusammen eingeübt hatten, der Welt für schwärmerisch galt. Bei den Besten unter den Stillen aber blieben sie bis an ihr Lebensende in Ansehen, zuverlässig wegen ihrer Herzensgüte, welche auch durch die fromme Eitelkeit nicht erstickt wurde. Der Mann, von Haus eine fleißige und pflichtgetreue Natur mit poetischer Empfindung und dem Bedürfnis, sich an-

zulehnen, von nicht unbedeutender philologischer Bildung, wird offenbar durch die entschlossnere Frau, welcher ihr „weltlicher Adelsstand“ auch unter den Frommen Ansehen gibt, sehr beeinflusst. Erst seit seiner Verheirathung ist unruhige Erregung, zuweilen eine Maßlosigkeit des Eifers in ihm sichtbar. Die Frau aber, einige Jahre älter als er, hatte einst an kleinem Fürstenhofe ihre strenge Frömmigkeit im Kampfe gegen das Kavalierleben herausgebildet, man darf aus ihrer Lebensbeschreibung schließen, daß sie nicht frei von Ehrgeiz und Herrschsucht, und nicht ohne einen Beisatz von herber Strenge war. Ihr langer stiller Widerspruch hatte sie übereifrig gemacht, und die fromme Frau Baur von Eyseneck, bei welcher sie später in Frankfurt lebte, gehörte ebenfalls zu den begeisterten Gemeindegliedern, welche Konventikel hielten und ihrem Seelsorger Spener deshalb Kummer machten. So ist anzunehmen, daß vorzugsweise der Einfluß der Frau den Gatten auf dem Wege forttrieb, der ihn zuletzt aus seinem Amte entfernte und als Schwärmer und Chiliaften in Verruf brachte. Aber durch den Haß der Orthodoxen ist beiden Unrecht geschehen, sie waren ehrlich, auch da, wo sie Auffallendes verkündeten. Hier werden zuerst die Jugendjahre der Frau, dann einige hierhergehörige Züge aus dem Leben des Mannes mit ihren eigenen Worten berichtet. Johanna Eleonore Petersen, geb. von und zu Merlau (geboren 1644, den 25. April), erzählt von sich folgendes³.

„Die Furcht des Herrn hat mich bewahret und seine Güte und Treue hat mich geleitet.

Den Trieb seines guten Geistes habe ich von zarter Kindheit an empfunden, aber demselben guten Geist aus Unwissenheit oft widerstrebt. Ich habe ihm in meinem weltlichen Adelsstand große Hindernisse bereitet, weil ich ihm die Welt gleichstellte, bis mir das Verständnis kam und bis das heilbringende Wort eine kräftige Überzeugung in mir gewirkt hat. Denn als ich ungefähr vier Jahr alt war, traf es sich, daß meine lieben Eltern, welche der Kriegsunruhe wegen in Frankfurt gewohnt hatten, wieder aufs Land zogen, weil überall Friede war. Sie hatten schon vieles aufs Land bringen lassen, und die selige Mutter war mit mir und meinen beiden Schwestern auf einem Gute bei Hetttersheim, Philippseck genannt, und besorgte nichts Übels. Da kam das Dienstvolk und berichtete, wie ein ganzer Trupp Reiter käme, worauf denn jeder geschwind das Seine auf die Seite brachte und die selige Mutter mit drei kleinen Kindern allein ließ, von denen das älteste sieben, ich vier Jahr und das dritte an der Brust war. Da nahm die selige Mutter das jüngste an die Brust, uns beide an die Hand, und ging ohne Magd nach Frankfurt, welches eine große halbe Meile entfernt war. Es war aber im Sommer, die Frucht stand auf dem Felde, und man konnte den Schall der Soldaten hören, welche etwa einen Pistolenschuß von uns marschierten. Da wurde der seligen Mutter sehr bange und ermahnte uns zum Gebet. Als wir aber zum äußeren Schläge der Stadt kamen, wo wir in Sicherheit waren, setzte sich die selige Mutter mit uns nieder und vermahnte, dem höchsten Gott zu danken, der uns behütet. Da sprach meine älteste Schwester, die drei Jahr älter war als ich: „Warum sollen wir

jetzt beten? Jetzt können sie ja nicht mehr zu uns kommen.' Da habe ich in meinem Herzen einen rechten Schmerz über diese Rede gehabt, daß sie Gott nicht danken wollte, oder meinte, daß es nun nicht nötig wäre. Das verwies ich ihr mit brünstiger Liebe gegen den Herrn, dem ich von Herzen dankte. — Item als ich beredet wurde, daß die Bademutter die Kinder aus dem Himmel holte, habe ich großes Verlangen gehabt, mit der Bademutter zu reden, habe ihr anbefohlen, den Herrn Jesum herzlich zu grüßen, und von ihr zu wissen begehrt, ob der liebste Heiland mich auch lieb hätte. Das waren die ersten Kinderbewegungen, deren ich mich noch genau erinnern kann.

Als ich in das neunte Jahr ging, wurden wir mutterlose Waisen, und erging es uns nicht zum besten. Denn der Vater hielt sich fünf Meilen von unserm Gute bei Hofe auf, und nahm zu uns Kindern eine Schulmeisterwitwe ins Haus. Diese hatte ihre eigenen Kinder im Flecken und wandte ihnen zu, was uns gebührt hätte, ließ es uns aber fehlen, so daß wir oft gern nahmen, was andere nicht mochten. Auch geschah es durch ihre Praktiken, daß sie uns oft bei Abendzeit im Hause allein ließ. Dann kamen gewisse Leute, die sich in weiße Hemden gekleidet, ihre Gesichter mit Honig bestrichen und Mehl hineingestreut hatten; sie gingen mit Lichtern im Hause herum, brachen Kisten und Kästen auf und nahmen daraus, was sie wollten. Darüber bekamen wir solche Furcht, daß wir uns zusammen hinter den Ofen setzten und vor Angst schwitzten. Solches geschah so lange, bis das Haus sehr ausgeräumt wurde. Weil aber der Vater sehr hart gegen uns war, hatten wir nicht das Herz, etwas zu klagen, wir waren nur froh, wenn er wieder fortgereist war, und litten das Unwesen so lange, bis einst der von Praunheim, der nunmehr meine Schwester hat, uns besuchte, welcher damals noch sehr jung war. Dem klagten wir unsere Not, und er nahm sich vor, im Hause verborgen zu bleiben bis an den Abend und zu sehen, ob das Gespenst wiederkommen wollte. Als es nun kam und gleich nach dem Schranke ging, ihn aufzubrechen, da sprang er hervor und wurde gewahr, daß es Leute aus dem Flecken waren, Söhne eines Wagners, welche gute Bekanntschaft mit der Witwe hatten, die uns behüten sollte. Aber weil er allein war, sprangen sie davon und wollten's nicht zugeben, daß sie es gewesen wären. Doch kam das Gespenst nicht wieder, und wir erhielten auch vieles zurück, was sie auf den Boden über der Küche geschleppt hatten.

Diese Witwe schaffte der selige Vater ab und wurde ihm eine Kapitänsfrau vorgeschlagen, welche in der Haushaltung und andern Geschicklichkeiten berühmt war; da meinte der selige Vater, uns gar wohl versorgt zu haben, aber es war eine unchristliche Frau, die ihre Soldatenstücke noch nicht vergessen hatte. Denn als sie einst eine Menge fremder kalekutischer Hühner auf dem Wege sah, ließ sie dieselben ins Haus treiben, griff das beste und die andern ließ sie wieder fortjagen. Zu diesem ihrem gestohlenen Braten wollte sie trockenes Holz haben und schickte mich, um solches zu erlangen, auf einen hohen Turm, der fünf Stockwerk hoch und viereckig gebaut war. Dort war unter dem Dache ein Taubenhaus gewesen, wo lose

dürre Bretter lagen, von diesen Brettern sollte ich ihr holen. Und als ich einige heruntergeworfen hatte und eins abreißen wollte, das noch an einer Stelle fest war, schlug ich zurück, fiel zwei Stockwerke hoch hinab und kam an eine Treppe zu liegen; hätte ich mich umgewendet, so wäre ich noch zwei Stockwerk tief gefallen. Ich lag aber etwa eine halbe Stunde in Ohnmacht, und als ich wieder zu mir selbst kam, wußte ich im Anfang nicht, wie ich dorthin gekommen, stand auf und fühlte, daß ich sehr matt war, ging die Stiege hinunter und legte mich in das Bett, das in einem Gemache desselben Turmes stand, auf welchem der selige Vater zu schlafen pflegte, wenn er zu Hause war. Dort schlief ich etliche Stunden, und hernach stand ich auf und war frisch und gesund. Es war aber während der Zeit keine Nachfrage nach mir geschehen, und als ich sagte, daß ich gefallen wäre, bekam ich Scheltworte, warum ich mich nicht vorgehehn. Ich ging aber auf die Seite und wollte nichts von dem gestohlenen Braten essen; es erschien mir als eine rechte Schmach, und ich hatte doch nicht das Herz, etwas zu sagen.

Als ich nun in das eilfte Jahr ging, wurde meine selige Schwester, die drei Jahr älter war, zum Pastor geschickt, daß sie wegen des heiligen Abendmahls unterrichtet werden sollte. Da bekam ich solche Lust und wollte gern mitgehen, der selige Vater aber wollte mich nicht dazu lassen, weil ich kürzlich erst zehn Jahr alt geworden. Ich aber hielt so lange an, bis der Vater darein willigte, wenn der Herr Pastor mich für tüchtig halten würde. Dieser kriegte mich vor und fragte mich nicht allein nach den Worten, sondern auch nach dem Verstande der Worte. Da gab mir Gott solche Gnade in den Antworten, daß der Herr Pastor vergnügt war und mich zuließ.

Etliche Zeit danach kam meine Schwester nach Stuttgart, und ich mußte die Haushaltung über mich nehmen und von allem Rechenschaft geben, was mir sehr schwer war, weil der selige Vater, so oft er nach Hause kam, mir sehr hart begegnete, und alles, was zerbrochen oder sonst nicht recht nach seinem Sinne war, von mir forderte, und mich oft, wenn ich unschuldig war, hart strafte. Darüber bekam ich solche knechtische Furcht, daß ich zusammenfuhr, wo ich nur eine Stimme hörte, die der Stimme meines Vaters ähnlich war. Darüber habe ich manchen Seufzer zu meinem Gott geschickt; aber wenn er wieder weg war, wurde ich gutes Muts, sang und sprang und war sehr fröhlichen Geistes. Dabei hatte ich aber einen rechten Ekel vor allem, was nicht sittsam oder kindlich war, mochte auch nichts mit dem Hochzeit- oder Kindtauffspielen der Mädchen und dergleichen zu tun haben, denn ich schämte mich davor.

Mit zwölf Jahren wurde ich an den Hof getan, zu der Gräfin von Solms-Rödelheim. Diese hatte es in den sechs Wochen bekommen, daß sie bisweilen nicht recht bei Sinnen war. Damals aber ging es noch ziemlich mit ihr. Als sie aber bald darauf entbunden wurde und zwei Kinder zugleich bekam, einen jungen Herrn und ein Fräulein, wurde es von Tag zu Tag schlechter mit ihr, sodaß sie mich öfter für ihren Hund ansah, welcher ein kleines Löwenhündchen war, und mit seinem

Namen nannte und mich schlug wie ihn. Auch geschah es oft, daß wir auf dem Wasser fuhren, denn in Winterszeit sind die Wiesen zwischen Frankfurt und Rödelheim ganz mit Wasser überlaufen, sodaß das Wasser in die Kutschen ging; da fuhren die Kutschen ledig, wir aber auf einem Kahn, bis wir wieder am Ende des Wassers einstiegen. Wenn wir so fuhren, hat sie mich oft ins Wasser stürzen wollen, ich sollte als ihr Hündchen schwimmen, aber der Höchste hat mich bewahrt. Einmal wurde ich gewahr, daß sie aus ihrem Schranke ein Messer mit einer Scheide zu sich steckte; ich sagte es der Kammermagd, welche schon etwas ältlich war, diese aber wollte mir kein Gehör geben und meinte, die Gräfin hätte kein Messer, es wäre Kinderei von mir. Es ging aber aus der Gräfin Schlafkammer eine Thür in unsere Kammer und eine andere Thür in des Grafen Gemach. Als es nun Nacht war, wollte ich mich nicht niederlegen, weil mir das Messer im Sinne lag, die Kammerfrau aber zürnte mit mir und drohte, dem Grafen zu sagen, daß ich mich so kindisch stellte, doch ich legte mich nur mit den Kleidern aufs Bett. In der Nacht aber hörte ich einen Tumult, ich weckte alle auf und stieg aus dem Bett. Da hörten sie den Grafen aus der Kammer laufen, und sofort kam die Gräfin und hatte das Nachtlicht und das bloße Messer in der Hand. Als sie uns nun alle wach sah, erschrak sie und ließ das Messer fallen; da sprang ich zu, als wollt' ich ihr das Messer langen, lief aber damit zur Thür hinaus und im Dunkeln die Treppe hinab. Als ich auf der Treppe war, hörte ich den Grafen rufen: „Wo ist meine Gemahlin?“ Dem antwortete ich, daß ich das Messer hätte. Ich war aber so furchtsam, daß ich mich nicht wieder umzukehren getraute, sondern ich ging in einen Saal, welcher der Riesensaal genannt ward und sehr unheimlich ist, da blieb ich. Die Kammerfrau aber war eine Leibeigene von der Frau Mutter der Gräfin aus Böhmen, die ging weg und kam nicht wieder; da war ich etliche Wochen ganz allein um die Gräfin, mußte sie aus- und ankleiden, was mir sehr hart ankam.

Es erfuhr aber der selige Vater von andern, daß ich in solcher Gefahr war, und nahm mich da weg. Hernach kam ich, etwa fünfzehn Jahr alt, zu der Herzogin von Holstein, einer gebornen Landgräfin von Hessen, welche dem Herzog Philipp Ludwig aus dem Sonderburgischen Hause vermählt war. Der Herzog hatte aus der ersten Ehe eine Prinzessin, welche gerade an den kaiserlichen Kammerpräsidenten Grafen von Sizingendorf verheiratet wurde. Für diese fürstliche Braut wurde ich zur Hofjungfer angenommen, ihre Kammerjungfer war eine von Steinling, die schon an dreißig Jahr alt war. Gleich nach meiner Ankunft wurde die Reise nach Linz angetreten, wo das Beilager sein sollte. Wir fuhren auf der Donau, und es ging sehr lustig zu, die Pauken und Trompeten gaben einen schönen Ton auf dem Wasser, und überall auf der ganzen Reise wurden wir sehr herrlich empfangen auf Veranstaltung derer, die gesandt waren, die fürstliche Braut zu holen. Es kam mir auf meine vorige Angst sehr fröhlich vor, und ich hatte keine Sorge, als daß ich dachte: Wenn's nur der Seele nichts schadet, weil ich an einen papistischen Ort kam. So oft wir nun in das Quartier kamen, suchte ich ein Gemach, wo niemand

war, fiel auf meine Knie und bat, Gott möchte das alles hindern, was mir an meiner Seligkeit schädlich sein könnte. Dies Beiseitgehen merkte das Kammermädchen der Braut, schlich mir einst nach und wollte sehen, was ich doch allein machte, da sie mich noch für sehr kindisch ansah, weil ich sehr schmal war. Als sie mich aber auf den Knien betend fand, ging sie still wieder zurück, ohne daß ich wußte, daß sie mich gesehen hatte. Aber als einst die fürstliche Braut mich fragte, ob ich auch betete, antwortete die Kammerjungfer, man dürfe keine Sorge um mich haben. Da merkte ich, daß sie mich im Gemach wahrgenommen hatte. Als wir nun nach Linz kamen, war das Beilager auf dem kaiserlichen Schlosse und ging alles sehr prächtig zu. Am andern Tage mußte die fürstliche Braut in die Schloßkapelle gehen, da ward ein Segen über sie gesprochen und ein goldner Becher voll Wein gegeben, das nannten sie den Johannislegen, daraus mußte der Graf und sie trinken. Da geschah es, daß nach dem Beilager, als jedes wieder an seinen Ort ziehen wollte, unter der Herrschaft ein Disputat meinetswegen entstand. Der Graf von Zinzendorf nämlich sagte, er könnte nur das Kammerfräulein (wie man dort die adligen Jungfern nennt) an seine Tafel nehmen, die andere müßte mit der Hofmeisterin speisen. Das wollte der Herzog nicht zugeben, indem er sagte, daß die Hofmeisterin nur bürgerlichen Standes wäre, ich aber wäre von einem alten Hause und nicht geringer als die andere; er könnte es nicht verantworten, daß ein so großer Unterschied zwischen uns gemacht würde, ich wäre seiner Gemahlin Taufpate.

Als aber das nicht helfen wollte, ward beschlossen, daß ich wieder mit der Herzogin zurückkehren sollte, und als mir auch die Ursache angesagt wurde, deuchte sie mir gar wunderbar, denn es war mein Wunsch, allein mit der Hofmeisterin zu speisen, lieber als an des Herrn Tafel. Aber ich wußte nicht, daß es die Barmherzigkeit Gottes so fügte, und daß mein armes Gebet so gnädig erhört wurde; denn nach Verlauf einiger Jahre fiel die Fürstin und alle Personen, die mit ihr gekommen waren, zur päpstlichen Religion. Damals aber war ich sehr betrübt, daß ich wieder zurück sollte, ich dachte, man könnte meinen, ich hätte mich nicht recht geschickt, auch war mir bange, wieder unter die harte Zucht des seligen Vaters zu kommen.

Da der Herzog von Holstein aber Wiesenburg von Kursachsen überkommen hatte, zehn Meilen von Leipzig, eine Meile von Zwickau, und dort wohnte, da beliebte der Herzogin, mich bei sich zu behalten. Ich übte mich in allerlei Geschicklichkeiten, so daß ich sehr beliebt wurde, auch im Tanzen hatte ich vor andern den Preis, was mir die Eitelkeit lieb und angenehm machte; auch zur Kleiderpracht und dergleichen Nichtigkeiten hatte ich rechtes Belieben, weil es mir wohl anstand und ich von jedermann gerühmt wurde. Niemals sagte mir jemand, daß es nicht recht wäre, man lobte solche Eitelkeiten an mir und hielt mich für gottselig, weil ich gern las und betete und zur Kirche ging und oft die Predigt in allen Punkten wieder erzählen konnte; ich wußte, was das vorige Jahr über denselben Text gepredigt worden. Ich ward von Geistlichen und Weltlichen für eine gott-

selige Jungfrau gehalten, und doch führte ich meinen Wandel noch mit weltlichen Gedanken und war in die wahre Nachfolge Christi noch nicht getreten.

Da fügte es die Barmherzigkeit Gottes, daß ein Oberstleutnantssohn vom Geschlecht Brettwitz in mich verliebt wurde, und als er durch seinen Vater bei meiner Herrschaft und nachher bei meinem seligen Vater um mich ansuchte, da hieß es auf allen Seiten: ja. Er sollte ein Jahr als Kornett hinausziehen, dann sollte er die Kompanie des Vaters haben, der Oberstleutnant unter dem Kurfürsten von Sachsen war. Da er nun hinauskam in den Krieg, hörte ich oft von andern, daß sein Leben nicht gottselig, sondern nach der Welt war; da betrückte ich mich heimlich und lag auf meinem Angesichte vor Gott und flehte, daß entweder sein Gemüt oder unser Verlöbniß geändert werden möchte. Ich wußte aber nicht, daß der Höchste solches geschehen ließ, damit ich vor andern adligen Heiraten behütet würde; denn ich war damals noch sehr jung, und es fiel manche Gelegenheit, zu heiraten, vor, denen allen ich durch diese Verlobung auswich, obgleich auf seiner Seite schon an manche andere gedacht worden war, da er in der Fremde sich bald hier, bald da engagiert hatte. Das währte etliche Jahre, in denen ich viele heimliche Betrübnisse hatte, welche die Freude der Welt sehr in mir dämpften. In diesen Jahren geschah eine zehnmalige Veränderung mit dem Brettwitz, daß er allemal anderes Sinnes wurde und seinen Sinn auf andere stellte; und wenn mit solchen nichts wurde, kehrte er immer wieder um und schrieb von Beständigkeit, welches ich alles dem Höchsten anheimstellte und mich mit Gott näher zu vereinigen suchte. Dabei wurde mir manche Erquickung durch die Heilige Schrift mitgeteilt, zuweilen im Schlaf durch göttliche Träume, wo ich mit solcher Kraft die Worte der Schrift redete und darüber aufwachte, daß meine Gespielin, welche ein gottseliges Herz hatte, oft sehr darüber betrübt wurde, daß sie dergleichen nicht empfing. Diese tröstete ich immer damit, daß sie mich als ein Kind ansehen sollte, welches vom Vater mit Zucker gelockt würde, sie aber wäre bewährt und hätte solche Lockungen nicht nötig. Und das ging mir von Herzen. Denn ich sah wohl, daß die Welt mich an sich zog wegen des freudigen Geistes, der in mir war, mein Gott aber zog mich durch seine Freudigkeit und Liebe wieder zu sich.

Endlich kam die Person, welche sich so oft verändert hatte, nach Hause und sprach an unserm Hofe vor. Da wollte ihm mein geistlicher Zustand nicht anstehen, weil er meinte, es würde sich für eine Soldatenfrau nicht schicken, so viel in der Bibel zu lesen. Er hätte gern gesehen, daß ich ihm aufgesagt hätte, weil sein Vater eine reiche Heirat in Dresden für ihn wußte, wenn er mit Manier von mir abkommen könnte, und doch wollte er nicht gern untreu genannt werden; so hätte er es gern auf mich geschoben. Aber ich blieb still und kehrte mich an gar nichts, sondern vertraute meinem himmlischen Vater, der würde es wohl machen. Als nun einer, genannt von Fresen, mich gern gewarnt hätte, in der Meinung, ich merkte nicht, daß gedachter von Brettwitz nicht aufrichtig wäre, schrieb derselbe einen Brief an mich, denn er hatte keine Gelegenheit, mit mir zu reden, da ich fast immer bei meiner Herzogin im Gemache war. Diesen Brief bekam gedachter Brettwitz in die

Hände, und meinte, großen Beweis darin zu haben, um mich zu beschuldigen, daß ich gegen andere Affektionen hätte oder mit andern freite. Sein Vater, der damals gegenwärtig war, dachte auch, daß es eine gute Gelegenheit für sie wäre und sie jetzt mit guter Manier die reiche Heirat antreten könnten, ging zum Herzoge und zeigte ihm den Brief vor, als wenn andere mit mir freiten und deshalb sein Sohn sich keine Hoffnung mit mir machen könnte noch wollte, sondern sein Glück weiter suchen müßte. Es verdroß zuerst den Herzog, solches von mir zu hören, da ich bisher zu ihrer Verwunderung alle Gelegenheiten ausgeschlagen hatte. Mich aber wollte sehr schmerzen, daß die Herrschaft solches von mir denken sollte. Als ich nun mit Tränen in mein Gemach ging, fielen mir in meinem Herzen die Worte bei: „Was ich jetzt tue, das weißt du nicht, du wirst es aber hernach erfahren.“ Darauf gab ich mich zufrieden. Als nun am andern Tage der Brief recht gelesen ward, da fand sich, daß der Schreiber darin klagte, wie er nie eine Gelegenheit habe, mit mir zu reden und seine ehrliche Liebe zu offenbaren, und wie ich mich doch durch falsche Personen abhalten liesse, die Liebe anderer anzunehmen. Da wurde erkannt, daß ich ja unschuldig wäre, und die Brettwise konnten so nicht loskommen. Es fragten mich aber der Herzog und die Herzogin, wie ich gesinnt wäre, es müßte jetzt entschieden werden. Da hat ich, man möchte den Brettwitz nicht dazu antreiben, mich zu nehmen. Darauf sandte gedachter von Brettwitz zween Kavaliers an mich, um zu hören, wie ich gegen ihn gesinnt wäre, ob ich noch einige Zeit auf sein Glück warten wolle. Ich aber gab ihm seine Freiheit, meinetwegen sein Glück zu suchen, wo er wollte, denn ich fühlte mich nicht länger verpflichtet, mein Gemüt an solch ein untreues Herz zu wenden, das womöglich gern mich aller Untreue beschuldigt hätte. Darauf wurde ein falsches Kompliment ausgerichtet, das Mißverständnis wäre ihm leid und es wäre dabei ausgemacht, daß er weiter keinen Anspruch an mich haben sollte. Die reiche Heirat aber ging nicht vor sich, er selbst ist auch später Kontrakt geworden.

So wurde ich die Last los, und ich war unterdes so stark geworden, daß andere Heiratsgedanken nicht bei mir stattfanden. Immer lag mir im Sinn, daß unter Edelleuten so große Mißbräuche wären, die dem Christentum ganz und gar zuwider sind. Erstens, daß sie zum Trinken mehr Gelegenheit haben als andere Standespersonen; zweitens, daß sie gleich um jedes unrechte und leichtsinnige Wort Leib und Seele in Gefahr setzen müssen, wenn sie nicht beschimpft sein wollen. Solche Dinge gaben mir ein sehr tiefes Nachsinnen, daß man sich einbilden darf, ein Christ zu sein und doch ganz gegen die Lehre Christi leben darf; und daß ihnen nicht einmal angeschlossen wird, von solchem Vornehmen abzustehen, das hat mir allen Mut benommen, zu heiraten. Denn obgleich ich einige feine Gemüter kannte, die einen Abscheu gegen diese Laster hatten, so lag mir doch im Sinn, daß die Nachkommen wieder in dieselbe Gefahr gesetzt würden. Eine Mannsperson aus anderem Stande, dachte ich, dürfte ich doch nicht nehmen, weil der selige Vater sehr auf sein altes Geschlecht sah.

Da gab mir Gott immer mehr Gnade. Ich wurde mit einem rechten Gottesmann in Frankfurt bekannt. Denn da meine gnädigste Herrschaft nach dem Emser Bad reiste, war ein Fremder auf dem Schiff, in dem wir nach dem Wasserbad fuhren. Er kam durch Gottes sonderbare Schickung neben mich zu sitzen, und wir gerieten in einen geistlichen Diskurs, welcher etliche Stunden währte, so daß die vier Meilen von Frankfurt bis Mainz, wo er ausstieg, mir nicht eine Viertelstunde deuchten. Wir redeten ohne Aufhören zusammen, und es war nicht anders, als ob er in mein Herz sähe. Da kam alles heraus, worüber ich bis dahin noch in Zweifel gelebt. Ja, ich fand in diesem Freunde das, was ich an einem Menschen in der Welt zu finden bezweifelt hatte; lange hatte ich mich danach umgesehen, ob auch wahre Täter des Wortes sein könnten, und hatte mich daran gestoßen, daß ich keinen fand. Aber als ich an diesem gewahr wurde, daß er so große Einsicht hatte und bis auf den Grund meines Herzens sehen konnte, auch solche Demut, Sanftmut, heilige Liebe und Ernst den Weg zur Wahrheit zu lehren, da wurde ich recht getröstet und sehr gestärkt, und suchte durchzubringen⁴. Da kam eine göttliche Überzeugung in mein Herz, ich bekam immer mehr einen Abscheu vor der Welt. Und ich sprach bei mir selbst: ‚Soll ich mich um schnöde vergängliche Lust der göttlichen Natur berauben? Nein, ich will mit Gottes Hilfe durchdringen, es koste, was es koste.‘ Ich schrieb darauf an den Freund, der mir so göttliche Gabe mitgeteilt, daß ich ihn als einen Vater liebte, ich hätte vor, mich von allen Banden der Welt loszumachen. Der aber war in Sorgen, daß ich nicht möchte stark genug sein, alles zu ertragen, was mir dabei begegnen könnte. Mir aber waren das Gleichnis von den fünf törichten Jungfrauen und andere dergleichen heilsame Örter der Heiligen Schrift immer im Herzen, sie trieben mich an, die Freuden der Welt von mir abzulegen; und doch hatte ich vor meiner Herrschaft eine Furcht, die ich nicht überwinden konnte. Da tanzte ich oft mit Tränen und wußte mir nicht zu helfen. ‚Ach,‘ dachte ich oft, ‚daß ich doch eines Viehhirten Tochter wäre, so würde mir nicht verdacht werden, in der einfältigen Lehre Christi zu wandeln, niemand würde auf mich achten.‘ Als ich aber erkannte, daß mich kein Stand entschuldigen könnte, wurde ich entschlossen, mich weder durch Tod noch Leben aufhalten zu lassen, ich ging darauf zu meiner seligen Herzogin und begehrte meine Entlassung. Diese wurde mir durchaus verweigert. Als sie aber wissen wollten, was mich dazu bewegte, sagte ich frei heraus, daß mein Wandel, wie ich ihn bei Hofe führen müßte, wider mein Gewissen stritte. Da wollte die liebe selige Herzogin mir solches aus dem Sinne reden, sah es für eine Melancholie an und sprach: ‚Ihr lebet ja als eine tugendsame Jungfrau und leset und betet fleißig; sehet doch die und die an, welche auch christliche Leute sind und solche Dinge mittun, es ist ja nicht verboten, wenn man nur nicht das Herz daran hängt.‘ Ich aber zeigte ihr das einzige Exempel Christi und sein Wort, ich wollte andere Menschen nicht beurteilen, aber mit ihrem Exempel könnte ich mich doch nicht beruhigen. Da nun meine liebe Herzogin sah, daß ich mich nicht ändern würde, versprach sie mir, alles zu erlassen, was ich wider mein Ge-

wissen fände; ich sollte nur bei ihnen bleiben und im übrigen meine Dienste verrichten wie früher. Ich aber stellte vor, daß sie dadurch vieler Aufwartung beraubt sein würden, zumal wenn Fremde kämen, wo es leicht kommen könnte, daß die andere Jungfer krank würde; dann würden sie ganz ohne Aufwartung sein, weil ich bei angestellten Fröhlichkeiten nicht gegenwärtig sein wollte, und das würde den Fremden Anlaß zum Spotten geben. Sie aber ließen sich nicht irren, sondern versprachen mir treulich, daß ich aller Aufwartung bei Eitelkeiten überhoben sein solle. Darauf sagte sie es dem Herzog; der kriegte mich hart vor und sprach, es wäre vom Teufel, ich wäre eine junge Dame, bei Hohen und Niedern beliebt, und wollte mich nun in eine solche Verachtung stürzen, daß man mich für eine Törin halten würde; was denn die Meinen dazu sagen sollten? Als nun alles Zureden nichts helfen wollte, wurden mir einige sogenannte Geistliche über den Hals geschickt, die wollten mich bereden, daß ich die Worte der Schrift nicht recht verstände. Aber ich fragte sie auf ihr Gewissen, welcher von diesen beiden Wegen der sicherste wäre: in aller Einfalt den Fußstapfen Christi nachzufolgen, oder im Genuße der weltlichen Freuden davon zu reden und eine Verehrung desselben zu bezeigen und doch anders zu tun. Da sprachen sie, das erstere wäre freilich besser, wer vermöchte aber so zu leben, wir wären alle sündige Menschen. Da sprach ich: 'Mir ist befohlen, das Beste zu erwählen, um das Können und Vermögen lasse ich meinen Gott sorgen.' Da ließen sie mich gehen.

Sie versuchten's aber noch auf eine andere Weise und dachten mich durch Hohn abzubringen. Denn über der fürstlichen Tafel sah oft einer den andern an, und dann mich, und lachten gegeneinander, auch redeten sie oft, daß den Frauenzimmern nicht züeme, so viel in der Bibel zu lesen, sie würden sonst allzukulig. Ich aber ließ sie spotten. Als das nun fast ein Jahr gewährt, und es schien, daß mich auch der Geringste am Hofe, ausgenommen etliche fromme Herzen, spöttisch behandelte, während ich es gering achtete, um Christi willen zu leiden, da wendete sich's ganz um. Und der große wunderbare Gott legte eine solche Furcht in aller Herzen, sowohl Hohen als Niedern, daß sie sich scheuten, in meiner Gegenwart etwas Unrechtes zu reden oder zu tun; ob sie sich gleich nicht vor dem Hofprediger scheuten, so war es doch in meiner Gegenwart ganz still; auch die sonst wilde Jugend stellte sich ganz still und ehrbar, wenn sie mich kommen sahen. Da dachte ich oft mit Tränen bei mir selbst: 'Du wunderbarer Gott, mit welcherlei Macht habe ich's doch zuwege gebracht, daß Große und Kleine sich in meiner Gegenwart scheuen, unrecht zu tun?' Solches blähte nicht mein Herz auf, sondern zog mich zur Demut; ich zerfloß gleichsam vor meinem Gott, da ich seine Größe fühlte und sah, daß er der Fürsten Herzen lenken könnte wie Wasserbäche. In solchem Zustande bin ich noch drei Jahre am Hofe gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich ungemeine Güte, nicht allein von der lieben Herrschaft, sondern von jedermann erfuhr; aber ich habe mich durch Gottes Gnade bewahrt, daß ich die Gnade der Hohen nicht im Überfluß annahm noch zu etwas Zeitlichem verwendete.

Als ich nun drei Jahre in aller Einfalt meinen Wandel bei Hofe geführt und alle vergängliche Lust von mir abgelehnt hatte, wodurch nur das Fleisch und nicht der Geist erquidct wird, da geschah es, daß mein seliger Vater mich verlangte, weil die Stiefmutter im Kindbett gestorben und das Kind damals noch am Leben war; da sollte ich dem Vater die Haushaltung führen, und wurde so vom Hofe abgefordert. Es hielt aber sehr hart, daß ich meine Entlassung bekam, weil meine liebe selige Herzogin mich liebte, als wenn ich ihr Kind wäre, auch mit vielen Tränen meinen Abschied beklagte, so daß mir auch nachgesandt wurde, ich möchte doch wiederkommen, und nicht nachgelassen, bis ich versprach, daß, sofern ich wieder nach Hofe ginge, ich ihnen vor allen verbunden sein wollte. Als ich aber nach Hause kam, war unterdes das Kind gestorben und der Vater hatte sich resolvirt, Hofmeister bei der Fürstin von Philippseck zu werden. So bekam ich Freiheit, mich bei einer vornehmen gottseligen Witwe, Baurin von Eisenack, geb. Hinsbergin, in die Kost zu begeben, deren Lebenswandel jedermann in Frankfurt bekannt gewesen ist, und ihr Ende ist im Segen. Bei ihr bin ich sechs Jahre gewesen, und wir haben uns geliebt, wie ein Herz und eine Seele.

In dieser Zeit hat mich der Herr in einer Wassergefahr so mächtig gestärkt, daß ich mich freute, während andere zitterten und zagten. Denn es geschah, daß ich auf dem Marktschiff von Frankfurt nach Hanau fuhr, meine Schwester zu besuchen; da waren auf dem Schiff unterschiedliche Leute, auch einige Soldaten, die mit vier unkeuschen Weibspersonen sehr grobe und unzüchtige Scherzreden führten. Ich wurde betrübt, daß die Menschen ihre Seelen so ganz vergaßen, lehnte mich an das Schiff und suchte einzuschlafen, daß ich solche Reden nicht länger hören möchte. Im Schlafe träumte mir der Spruch Psalm 14: 'Der Herr schauet vom Himmel auf die Menschenkinder.' Damit erwachte ich, und schon im Wachen kam mir's vor, als ob ein großer Sturmwind das Schiff umdrehe; da erschrak ich und dachte: 'Du wachst ja, wie ist dir denn zumute?' Und es war nicht eine Viertelstunde darauf, da kam ein mächtiger Wirbelwind, der das Schiff faßte. Wir waren in sehr großer Gefahr, so daß sie alle vor Angst schrien und den Namen Jesu um Hilfe anriefen, den sie zuvor in ihrem leichtfertigen Scherz oft so unnütz genannt. Da tat mir Gott meinen Mund auf, daß ich ihnen vorstellte, wie gut es sei, in der Furcht des Herrn zu wandeln, auf daß man in aller Not Zuflucht haben möchte. Als nun der Höchste Gnade gab, daß sich der unvorhergesehene Sturm legte, war eine von den Frauensleuten so frech, daß sie scherzweis sagte, es wäre hier auch bald gegangen, daß unser Schifflein wäre mit Wellen bedeckt worden, 'aber weil ein Heiliger hier ist, sind wir bewahrt worden', wobei sie laut lachte. Worüber ich recht eifrig wurde und sagte: 'Ihr freches Frauenzimmer, denkt ihr nicht, daß uns die Hand des Herrn noch finden könnte?' Und kaum hatte ich meinen Mund zugetan, da erhob sich der vorige Wind, und in das Schiff wurde ein Loch geschlagen, daß alle ihr Leben aufgaben. Ich aber bekam eine sehr ungewöhnliche Freude und dachte: 'Soll ich nun meinen Jesum sehen; was wird hier im Wasser bleiben? Nichts anderes als das Sterbliche, das mich so oft beschwert hat; was in mir Leben gewesen, stirbt

nicht usw.' Schon hatte das Schiff sehr viel Wasser, alles Zustoßen und Ausschöpfen wollte nichts helfen, auch der Sturm hielt an, daß man weder zur Rechten noch zur Linken ans Land konnte, und wir meinten schon, daß das Schiff sinken wollte: da auf einmal wurde es ganz still in der Luft, und der Schiffer drang an das Land. Da sprangen sie aus dem Schiff, und die wilden Soldaten hatten meine Worte zu Herzen genommen, nahmen genau acht auf mich, daß ich wohl an das Land kam, und dankten, daß ich ihnen zu Herzen geredet.

Als ich etwa ein Jahr bei der Baurin war, hatte die liebe Herrschaft erfahren, daß der Vater mich nicht nötig hätte; also schrieb meine liebe Herzogin selbst, daß ich doch wiederkommen sollte und meine Dienste antreten, sie wollten Kutsche und Pferde schicken und mir doppelte Besoldung geben, ich sollte auch den Namen einer Hofmeisterin haben; aber ich entschuldigte mich damit, daß ich die Aufsicht über des Vaters Güter führen und oft dort gegenwärtig sein müsse. Als ich aber sechs Jahr bei der lieben Frau Baurin zugebracht hatte, fügte es der höchste Gott, daß mein lieber Mann, welcher mich etliche Jahr zuvor in Frankfurt gesehen, einige Commission, mit mir zu reden, welche das erst nach einer geraumen Zeit tat, aus Mangel an Gelegenheit. Als mir aber dies ausgerichtet wurde, konnten mir gar keine Gedanken zum Heiraten in den Sinn kommen, sondern als ich mit einem Gebet vor Gott gewesen, setzte ich mich nieder und schrieb es ab und schlug eine andere sehr tüchtige Person vor. Aber mein lieber Mann ließ sich nicht irren, sondern schrieb an meinen lieben Freund und vornehmen Geistlichen und auch an meinen seligen Vater. Den Brief an diesen behielt ich im Anfang zurück, bis ich in meinem Gewissen gedrungen wurde, die ganze Sache meinem Vater zu übergeben, weil sie keinen andern Zweck hatte, als der Ehre Gottes zu dienen. Da schrieb ich ihm und sandte ihm seinen Brief und war dabei so still, als ob mich's gar nicht anginge. Alles, was in diesem Briefe an meinen Vater stand, war mir unbekannt, ich dachte auch nicht, daß mein seliger Vater seine Einwilligung geben würde. Als ich aber seine Antwort bekam, worin er schrieb, er hätte viele Ursachen, mich jezt in seinem Alter nicht so weit von sich zu lassen, und hätte sich noch nie resolvieren können, ein Kind außerhalb seinem Stande zu verheiraten, doch wüßte er nicht, wie er dem Willen Gottes widerstreben sollte: da ging es mir zu Herzen und ich dachte, es muß von Gott sein, weil meines Vaters Herz so gegen alles Vermuten gerührt war. Er stellte die Sache in meinen Willen, was ich aber nicht annehmen wollte, sondern alles seinem Willen überließ. Mein Schwager, der von Dorfeld, Hofmeister am Hanauischen Hofe, war sehr dawider, aber mein seliger Vater antwortete ihm sehr christlich⁵: es wäre nicht fein, daß wir in der evangelischen Religion die Geistlichen so gering achteten, da die Päpstlichen ihre Geistlichen so hoch hielten; ferner: seine Tochter schickte sich für keinen Weltmann, sie heiratete nicht in Leichtsinne aus ihrem Stande, das wäre jedermann bekannt, Gott hätte mich zu solchem Werke berufen. Damit mußten sie stille sein, und mein seliger Vater gab das Ja.

Darauf reiste mein lieber Mann nach Frankfurt, und unsere Trauung geschah am 7. September 1680 durch Dr. Spener in Beisein ihrer Durchlaucht der Fürstin von Philippseck, meines seligen Vaters und einiger vornehmen Leute, es waren ungefähr dreißig Personen, und alles ging so christlich und wohl ab, daß jedermann vergnügt war. Es konnte aber auch der Lästerteufel seine Tücke nicht lassen, sondern es verdroß seine Werkzeuge, daß die Hochzeit nicht mit Fressen, Saufen und wildem Wesen vollbracht wurde. Da erdachten sie die Lüge, der Heilige Geist hätte sich in dem Gemach, wo wir getraut wurden, in Feuergestalt sehen lassen und wir hätten die Offenbarung Johannis ausgelegt. Solche Lügen wurden auch gegen Herrn Dr. Heiler erzählt, welcher aber selber auf unserer Hochzeit gewesen war. Als er aber widersprach und vermeldete, daß er selbst dabei gewesen, und daß es nicht anders als christlich und recht zugegangen wäre, haben sie sich ihrer Lügen schämen müssen."

So weit die Gattin. Eine Ergänzung ihrer Mitteilung ist der Bericht ihres Mannes. Vorher soll auch er seine Jugendzeit und einige Erfahrungen, die er als Seelsorger gemacht, erzählen. Dr. Johann Wilhelm Petersen beginnt:

"Ich bin in der berühmten Stadt Osnabrück nach geschlossenem Frieden Anno 1649, den 1. Juli, zur Welt geboren, wohin mein Herr Vater seliger Georg Petersen wegen des Friedensgeschäftes von Lübeck geschickt worden war. — Da ich mit den Jahren zunahm, haben mich meine Eltern zu Lübeck in die lateinische Schule getan. Man hat mich nie zum Studieren treiben dürfen, sondern ich habe alle Stunden wohl in acht genommen, und die Lichter versteckt, auf daß ich dabei studieren könnte, wenn andere schliefen; wie ich denn auch unterschiedliche Büchlein abgeschrieben habe, als ich sie gedruckt sobald nicht kriegen konnte. Vornehmlich aber habe ich mich, wie ich's an meiner Mutter sah, auf das Gebet gelegt, nachdem ich von ihr gehört, daß man durchs Gebet alles von Gott erlangen könne; weswegen ich vor dem Studieren allemal Gott angerufen habe, daß er es doch segnen möchte. Und da es mir einst an einem Buch, aber auch an Geld fehlte, das selbe zu kaufen, so ging ich in die Marienkirche, setzte mich in die langen Stühle, die hinter dem Altar sind, und bat Gott, er möchte mir doch was bescheren, damit ich das verlangte Buch kaufen könnte. Als ich nun meine Knie gebeugt und ausgebetet hatte, lag ein Häufchen Geld auf der Bank, vor welcher ich gekniet hatte; das stärkte mich sehr. Als ich aber eine Gewohnheit daraus machen und wieder durchs Gebet etwas Geld erlangen wollte, da habe ich nichts gefunden, nach der weisen Lenkung Gottes, der uns nur dann erhört, wenn wir ohne Nebenabsicht einfältig und kindlich vor ihm erscheinen. Wenn ich aber doch einmal wegen irgend etwas bestraft werden sollte, so habe ich mich zu Gott im Gebet gewandt und manche Strafe abgebeten.

Als ich nun nach Tertia kam, bin ich sehr fleißig gewesen, weshalb der Herr Konrektor mit meinem Exempel die andern beschämte und dabei sagte, daß ich es allen vortun und die Krone erlangen, und, wie er sich ausdrückte, ihnen den Sand in die Augen werfen würde. Das hat die Schüler sehr verdrossen und haben mich

deswegen beneidet, in mein Buch eine Krone gemalt und die mit grobem Sande bestreut, mit der Unterschrift: 'Dies ist Petersens seine Krone und der Sand, den er uns in die Augen streuen soll.' Ich fürchtete mich zuletzt sehr, meine Lektion fertig herzusagen, obgleich ich sie wohl gelernt hatte, damit ich nicht von den übrigen Schülern geschlagen würde. Als ich nach Prima versetzt wurde, waren dort köstliche Präceptores. Ich habe in dieser Zeit viel Carmina drucken lassen, absonderlich auf den Tod meiner herzlieben Frau Mutter, habe auch zwei lateinische Orationes von Lübecks wiedererlangtem Frieden und vom Herkules am Scheidewege gehalten. Anno 1669 reiste ich nach der Universität Gießen. — —

Da ich nun in Gießen Magister geworden und bei denen Herren Professoribus beliebt war, auch mit jedermann, soviel an mir lag, aufrichtige Freundschaft hielt, da ward mir der Herr Dr. Spener in Frankfurt von einem sehr rekommandiert, weshalb ich mich resolvierte, nach Frankfurt zu ziehen und ihn zu besuchen, um zu sehen, ob die Tat mit dem großen Lob übereinkäme. Und ich fand viel mehr an ihm, als ich von ihm gehört hatte, ein ganz anderes Leben und Wesen als ich insgemein gesehen. Zwar hatte ich nach meiner Art Gott gefürchtet und die Heilige Schrift geliebt; aber bei meiner äußerlichen Gelehrsamkeit kam mir diese sehr dunkel vor, so daß ich mich, während ich bei einer Disputation präsidirte, am meisten vor den Stellen der Schrift fürchtete, welche mir etwa einer entgegenwarf. Jetzt ward ich gewahr, was dazu gehört, den Sinn des Geistes in der Schrift recht zu verstehen, und daß an der Wissenschaft nicht viel wäre, die man sich durch bloßen natürlichen Fleiß erworben.

Es war auch damals eine adelige Person, die früher an einem Hofe Kammerfräulein gewesen, aber sich nach Frankfurt begeben hatte, um Freundschaft und Umgang des Herrn Dr. Spener zu genießen. Und weil ich gern einmal mit dieser mündlich sprechen wollte, so bat ich den Herrn Dr. Spener, er möchte mir doch durch ein Zettelchen Adresse an sie geben. Das geschah auch, und ich ging zu ihr und überreichte ihr meine neulich gehaltene Disputation, in der Meinung, es würde ihr, die hebräisch gelernt und auch sonst in der Heiligen Schrift gute Erkenntnis hatte, nicht unangenehm sein. Sie antwortete mir aber, ich hätte den 'Gott Petersen' darin geehrt, es würde weit mehr zur wahren Erkenntnis Gottes in Christo erfordert als solche äußerliche Gelehrtheit, womit man sich insgemein brüste, und wodurch man schwerlich zu der göttlichen Einsicht der himmlischen Dinge gelangen könne. Diese Rede fiel tief in mein Herz, und ich ward gleich überzeugt, daß dem so wäre. Darauf fing ich an, mir ein Büchlein zu machen, worin ich das aufzeichnete, was ich von Frommen über den Weg zur wahren Gottseligkeit hörte, und ich begann zu praktizieren, was ich so gefaßt hatte; denn ohne dies lebendige Tun sollte alles andere vergeblich sein.

Als ich nun darin bekräftigt war, reiste ich nach Gießen zurück, wo man bei mir eine Veränderung gewahr wurde und mich wegen der Pietät höhnte. Ich aber fragte wenig danach." —

(Darauf kehrt Petersen in seine Heimat Lübeck zurück, wird dort Professor der Poesie, aber von Jesuiten sehr angefeindet, nimmt 1677 ein Predigtamt in Hannover an, wird von da 1678 nach Eutin als Hofprediger des Herzogs von Holstein berufen.)

„Ich war aber nicht lange in meiner Hofpredigerstelle zu Eutin gewesen, da begab sich's, daß einem Kammerjunker an fünfhundert Taler aus seiner Kammer gestohlen wurden. Damit er wieder zu seinem Gelde käme, ging er zu einem Erbschmied⁶ nach dem Dorfe Zernikaw, um dem Diebe das Auge ausschlagen zu lassen; und damit es der Schmied desto eher tun möchte, ließ er ihm durch einen Einspänner⁷ sagen, daß der Bischof solches haben wollte, was doch nicht der Fall war. Wenn der Schmied solches Werk verrichten will, muß er drei Sonntage nacheinander einen Nagel verfertigen, und am letzten Sonntag diesen Nagel an einen dazu gemachten Kopf einschlagen, worauf dem Dieb, wie sie sagen, das Auge ausfallen muß. Er muß auch um Mitternacht nackend aufstehen und rücklings nach einer Hütte, die er neu im freien Felde aufgebaut hat, hingehen und zu einem neuen großen Blasebalg treten, ihn ziehen und das Feuer damit aufblasen, dazu finden sich zwei große höllische Hunde ein. Als solches am ersten Sonntag in der Nacht geschehen war, kamen die Leute aus dem Dorfe Zernikaw zu mir und klagten, wie sie im ganzen Dorfe keine Ruhe gehabt vor dem erschrecklichen Geheul, das sie während dem Schmieden gehört hätten, ich sollte es doch dem Herzog kund tun, daß er das böse Werk störte. Ich sprach, das wären große Dinge, die sie sagten, und fragte sie ernstlich, ob es sich auch so verhielte. Sie antworteten, das ganze Dorf könne zeugen, der und der Einspänner hätte den Schmied dazu vermocht. Darauf ging ich zum Bischof⁸, bei welchem gerade der Kammerjäger stand, und sagte, ich hätte wohl etwas im geheimen zu reden. Als ich's nun ihm allein erzählte, entsetzte sich der Bischof, erkundigte sich weiter und erfuhr, daß der Einspänner solches in des Bischofs Namen dem Schmied anbefohlen hätte; da fragte mich mein Herr, was bei der Sache zu tun wäre? Ich antwortete, weil es öffentliche böse Dinge wären, wozu der Name des Bischofs gemißbraucht worden sei, so müßte die Hütte, die dem Teufel zu Ehren aufgebaut wäre, im Namen Gottes zerstört werden. Dies wurde auch applaudiert. Darauf fuhr ich hin, die Knaben aus der Schule und die Edelpagen und viele Edelleute ritten mit hin, das Werk des Teufels zu zerstören. Der Schmied war schon weggelaufen, seine Frau aber kam und bat um den neuen Blasebalg und um das eiserne Gerät. Ich aber sagte, sie sollte sich schämen, solches zu begehren und, was der Teufel in seiner Hand gehabt hätte, unter ihren Sachen zu dulden, worauf sie zu bitten aufhörte. Die Edelpagen aber und andere nahmen Feuer und verbrannten die Hütte und den Blasebalg und schmissen das Eisenwerk in ein tiefes Wasser. Es kamen aber einige Kaufleute von Hamburg gefahren, die dies mit ansahen und meine Rede mit anhörten. Es war eben in der Weihnachtszeit; deshalb nahm ich den Spruch: ‚Siehe eine Hütte Gottes bei den Menschen‘, und erklärte ihn in Kürze, sagte aber gleich in der Applikation:

Siehe eine Hütte des Teufels bei den Zernikawern. Dies ist der Ort, wo vormals der Abgott der Holsteiner, Zernebog, geehrt worden ist, der wollte sich jetzt wieder einnisten, ist aber doch auf Befehl des Bischofs verstört worden.' Ich tat auch bei der Katechismuslehre, wohin der Herzog mit dem Hofstaat hinabzufahren pflegte, eine nachdrückliche Rede, und sagte, daß der Dieb bei Hofe sein müsse, auch wären einige Mutmaßungen, wer es sein müsse, vorhanden, der Dieb solle mir dieses Geld bringen, ich bezeugte hiermit vor Gott, daß ich ihn nicht verraten wolle. Der Dieb hat auch des Nachts das Gestohlene bei meinem Hause auf den Kirchhof niederlegen wollen, hat aber nicht gekonnt, weil der Kammerjunker seine Leute zur Nacht aufgestellt hatte, den Dieb zu fangen. So hat er selbst das Wiederkriegen verwehrt. Der Bischof aber war auf den Kammerjunker zornig, und dieser mußte vom Hofe weichen. Zwar ließ er mir dräuen, ich hätte ihn in der Predigt beschimpft, weil ich sagte: sein Name, den der Schmied bei dem Actus nennen muß, wäre dem Teufel in der Hölle bekannt, er möchte zusehen, daß er nicht ganz und gar hineinkäme. Ich aber habe nach seinem Dräuen nichts gefragt, sondern mich auf meinen Gott und mein Amt verlassen.

Es suchten aber die Höflinge gegen mich Bande zu machen; sie hielten es fast alle mit dem Hofmarschall, einem Mecklenburger. Der Marschall aber suchte allerhand Dinge gegen die Herzogin und gegen das Kammerfräulein Naundorfin hervor und bildete dem Herzoge ein, daß die Herzogin alles täte, was die Naundorfin ihr riete; dadurch kriegte der Herzog einen Widerwillen gegen die Herzogin. Mittlerweile hatten sie im trüben Wasser gut fischen. Weil ich aber nicht von ihren Banden war, so fragte mich der Hofmarschall auf öffentlichem Saal, mit welcher Partei ich's hielte, mit der großen oder mit der kleinen? Unter der großen Partei verstanden sie sich selbst. Ich antwortete, ich hielte es mit Gott und der Gerechtigkeit. Der Marschall sprach, man könnte mir wohl den Mantel kürzer machen. Als ich nun merkte, daß der Widerwillen des Herzogs gegen die Herzogin immer größer ward, ging ich zu dem Herzoge und redete ihm beweglich zu, er solle sich nicht von der Gemahlin so abwendig machen lassen, die solches wollten, suchten ihr eigenes Interesse. Der Herzog ging darauf mit mir zur Herzogin, und sie vertrugen sich in meiner Gegenwart, worauf ich sie gleichsam von neuem kopulierte. Der Bischof sagte, ich solle dies geheimhalten, er aber merkte von da auf die Intrigen des Hofmarschalls und sagte ihm den Dienst auf.

Es war auch eine böse Aktion, da sich ein Edelmann des hochfürstlichen Hofes von Plön mit einem Edelmann von unserm Hofe entzweite und sie sich untereinander herausforderten. Sobald ich dies vernahm, ging ich zu meinem Beichtkinde und hielt ihm vor, was das für eine unchristliche Sache wäre, sich also zu duellieren, da Christus uns auch geboten, die Feinde zu lieben. Als er mir nun sagte, er wolle zusehen, daß der Handel beigelegt würde, so war ich einigermaßen sicher. Da aber hörte ich des Morgens früh in der Dämmerung einen Haufen Pferde bei meinem Hause vorbeitraben, und mir fiel ein, daß der Teufel doch mit meinem

Beichtkinde sein Spiel haben wollte; ich stand auf, erweckte meinen Diener, und weil ich in geschwinder Eil' keinen Wagen kriegen konnte, ging ich mit meinem Diener ihnen nach. Als ich eine Meile gegangen war, hörte ich von ferne einige Schüsse, die Losung, daß die beiden Parteien jede von ihrem Ort angekommen seien. Ich aber meinte, daß sie schon Kugeln wechselten, fiel auf meine Knie und bat Gott, er möchte sie doch bewahren, daß keiner den andern ermordete. Darauf lief ich weiter, den Pferdefußstapfen nach, die ich wohl sehen konnte, weil viele der holsteinischen Junker mit meinem Beichtkinde gezogen waren. Und da ich sie noch beiderseits vor dem Gefecht antraf, ging ich zu meinem Beichtkinde hin und riet ihm von der bösen Aktion ab. Der Gegenpart aber meinte, daß mein Beichtkind mich dazu bestellt hätte, was ich mit teuren Worten verneinte; auch dem andern vom Plönischen Hofe redete ich beweglich zu. Sie wollten sich aber nicht vertragen. Da sprach ich: Nun, weil ihr nicht wollt, so gebe Gott ein solch Exempel, daß er euch beide samt den andern, die mit hierher zu dem Duell gekommen sind, vor aller Welt Augen in seinem Zorn hinnehme. Doch im Herzen wünschte ich, sie möchten bewahrt bleiben. Da fügte Gott, daß die Sekundanten ihnen beiderseits zuredeten und sie sich untereinander vertrugen, und einen Wagen kriegten, der mich wieder nach Hause führen mußte. Wer war froher als ich, der ich dem Teufel einen Braten entzogen hatte. Inzwischen war doch die holsteinische Noblesse in ihrem Herzen gar übel darauf zu sprechen, und ließ sich bei meinem Herrn merken, daß er in Zukunft keinen ehrlichen Kavalier an seine Tafel bekommen würde. Auch mein Herr war im Anfang übel auf mich zu sprechen, auch deshalb, weil ich ihnen zu Fuß nachgegangen war. So kam einer von den Hofjunkern, der mir sagte, daß der Herr sich über meine üble Konduite so geärgert hätte, daß er auf dem Bett läge. Ich antwortete, er würde nicht eher vom Lager aufstehen, bis er erkenne, daß ich nichts anderes getan, als was meine Hirtentreue erfordert hätte. Darauf ließ mich mein Herr zu sich fordern, dem ich vorhielt, daß die seine Tafel nicht zieren könnten, die sich gegen Christum setzten. Sei ich so wach und treu für einen Bedienten meines Herrn, wie viel mehr würde ich's für meinen Herrn selbst sein. Da ward der Herr, der wahrlich Gott fürchtete, besänftigt. Bald darauf besuchte unsern Hof der Herzog von Plön, dessen Vorwürfe wegen meiner Tat mein Herr gefürchtet hatte; dieser aber lobte mich, dagegen schalt er seinen Hofprediger, der den Duellanten so nahe gewesen, die Sache gewußt und doch keinen Fuß geregt hatte. Das gefiel meinem Herrn sehr wohl und er ließ darauf ein sehr scharfes Edikt gegen alle Duellanten publizieren.

Bisher war ich unverheiratet, wäre wohl auch so geblieben, wenn nicht mein lieber Vater mich zur Heirat angemahnt hätte. Schon in Lübeck war mir eine vornehme Geschlechterin vorgeschlagen worden, die mir in ihrem vollen Schmuck entgegenkam und die mir der Vater gern gewünscht hätte. Aber sie war mir zu prächtig vorgekommen, und ich sagte, daß sich das schwerlich zu einem Geistlichen schicken würde. Wenn ich heiraten sollte, wäre mir niemand besser als das Fräulein von

Merlau, die mir in meinem Amte gar nicht hinderlich sein würde. Ich scheute mich aber sie deswegen anzusprechen, damit sie nicht meinen möchte, ich hätte deshalb in Frankfurt ihre Bekanntschaft gesucht. Aber jemand, der nach Frankfurt reisen wollte, übernahm es, ihr mündlich meine Werbung zu sagen. Meine Liebste aber wollte dem, welcher warb, nicht antworten, schrieb aber an mich, sie sei zwar durch kein Versprechen gehindert, habe aber noch keine Freiheit, mir mit Ja zu antworten; sie schlug mir aber eine andere junge Doktorin in Frankfurt vor, die mehr Gaben habe als sie, und die sich für mich wohl schicken würde. Ich aber antwortete, entweder sie oder keine, und schrieb zugleich an den Herrn Dr. Spener, er möchte sie doch dazu bereden, schrieb auch an ihren Herrn Vater, der mich kannte, weil ich einmal am Philippseckischen Hofe, wo er Hofmeister war, vor seiner Herzogin gepredigt hatte. Er antwortete darauf: obgleich er nie gesinnt gewesen, seine Tochter einem zu geben, der nicht von Adel sei, so wüßte er doch nicht, wie es käme, daß er so beängstigt wäre, wenn er die Sache abschlagen wollte; er glaube deswegen, daß es Gottes Wille sei, wenn seine Tochter dem Superintendenten Petersen anvertraut würde. Deshalb überschrieb er hiermit sein väterliches Ja. Diesen Brief schickte mir meine liebe Johanna zu, und Dr. Spener gratulierte mir auch. Wer war fröhlicher als ich, der ich merkte, daß mein Gebet erhört worden. Denn ich hatte meinen Gott auf den Knien darum gebeten, er möchte die Heirat kräftiglich verhindern, wenn es sein Wille nicht wäre; wäre es aber sein Wille, so möchte er den Vater ängstigen, daß er nicht widerstehen könnte. Als ich nun die Worte in dem Briefe des Vaters las, daß er so geängstigt würde, so merkte ich daran, daß es die wäre, die mir Gott von Ewigkeit zugebracht hatte. So reiste ich fröhlich über Hamburg nach Frankfurt, und ließ mich durch Herrn Dr. Spener aufbieten und darauf von ihm trauen. —

Es ward aber 1685 mir und meiner Liebsten in wunderbarer Weise die heilige Offenbarung aufgeschlossen, welche Gott dem Apostel und Evangelisten Johannes durch seinen Engel in gewissen Visionibus und Bildern bedeuten lassen. Sonst hatte ich mich immer gefürchtet, solches Buch zu lesen, weil es gemeiniglich dafür gehalten wird, es wäre ein versiegeltes Buch, welches niemand verstehen könnte. Aber an gewissem Tage hat mein Gott mich mächtiglich bewegt und getrieben, in solchem Buche zu lesen, und ohne mein Wissen hat meine Liebste an gleichem Tag und in gleicher Stunde denselben Trieb durch Gott empfunden und das Buch zu lesen angefangen, die gleichfalls nicht wußte, daß ich solchen Trieb empfangen. Als ich nun auf meine Studierstube hinaufging und mir einiges aufnotierte, da ich aus der Übereinstimmung des Propheten Daniel mit dem dreizehnten Kapitel der heiligen Offenbarung gefunden hatte, was das Tier und das kleine Horn wäre — siehe, da kam meine Liebste zu mir und erzählte mir, wie sie sich so ernsthaft vorgenommen, das heilige Buch zu lesen, und was sie darin gefunden. Und das harmonierte mit dem meinigen, das ich ihr aufgeschrieben wies, und das noch naß war. Da haben wir uns übereinander entsetzt und haben verabredet, wir wollten nach etwa vier

Wochen miteinander konferieren, was wir weiter gefunden und bemerkt hätten. Aber wir konnten es nicht halten, wenn wir etwas Sonderliches und Wahrhaftes fanden, und es ergab sich, daß es immer genau dasselbe war, was sie und was ich fand. Darüber erfreuten wir uns sehr und dankten Gott kindlich, daß er uns beiderseits so mit seinem aufschließenden Geiste gewaffnet hatte, die künftigen Fata der Kirche zu erkennen und davon zu zeugen. Lange Zeit behielten wir es bei uns, bis wir mit dem Fräulein Rosamunda Juliana von der Asseburg bekannt wurden, welche in ihren Zeugnissen ebendavon gezeugt hatte, doch nicht nach Erforschung der Heiligen Schrift, sondern aus einer extraordinären Gnade von oben herab. — Hierbei ist noch zu merken, was meiner Liebsten, als sie achtzehn Jahr alt war, begegnete, und was ich mit ihren Worten hierher setze: „Mir träumte, daß ich am Himmel mit großen goldenen Ziffern die Zahl 1685 sah; zu meiner Rechten sah ich einen Menschen, der deutete auf die Zahl und sprach zu mir: Siehe, zu der Zeit werden anfangen große Dinge zu geschehen, und dir soll etwas eröffnet werden. Nun ist in diesem 1685 sten Jahre die große Verfolgung in Frankreich gewesen, und mir ist in demselben Jahre das gesegnete tausendjährige Reich in der Apokalypse eröffnet worden; mit meinem lieben Mann zugleich in einer Stunde, und ohne daß eines von dem andern wußte, hat unser beider Aufsatz darüber so zusammengestimmt, daß wir uns selbst darüber entsetzten. Wir sind deshalb unter uns göttlich überführt, daß das wahr sei, was wir in der Heiligen Schrift von dem Reich unseres Königs gefunden haben. Und wir haben später unsern Fund einfältig andern mitgeteilt und nichts danach gefragt, wenn ihm von Gelehrten und Ungelehrten widersprochen wurde.“

So weit die Erzählung von Petersen. — Die ersten Jahre ihrer Ehe vergingen den Gatten in Frieden. Er hatte einst zufällig den rechten Daumen auf den Spruch gelegt: Sara soll einen Sohn haben; das Jahr darauf ward ihm die Freude, daß Johanna Eleonora einen Sohn zur Welt brachte, der zwar bei der Geburt sehr klein war, aber doch kurz darauf wunderbarerweise den Kopf aus seinem Bettchen in die Höhe hob und auch sonst erfreuliche Anzeichen gab, daß er etwas Ungewöhnliches, dem Herrn Wohlgefälliges werden würde. In der Tat wurde er später königlich preussischer Rat und konnte seine lieben Eltern schützen, als das tausendjährige Reich ihr Leben sorgenvoll machte. Denn leider war ihnen nicht vergönnt, das große Licht, welches ihnen beiden zugleich angezündet worden war, unter dem Scheffel zu halten. Es wäre für ihr irdisches Behagen besser gewesen.

Was das Ehepaar aus der Offenbarung herausgelesen hatte vermitteltst Vergleichung zahlreicher Bibelstellen, bei denen sie durch fleißiges Gebet und Erleuchtungen gestützt wurden, war allerdings ein wenig seltsam, aber im Grunde sehr gutmütig. Das tausendjährige Reich sei nicht bereits dagewesen, sondern stehe noch bevor, es werde mit einer Wiederkehr Christi in nicht ferner Zukunft beginnen; bei dieser Gelegenheit werde ein Teil der Toten auferstehen, von da ab solle in großen tausendjährigen Zeiträumen das ganze Menschengeschlecht, Lebendiges und Totes,

zur Seligkeit kommen, die Reformierten und Lutheraner sollten vereinigt, alle Juden und Heiden bekehrt, dann alle, auch die ärgsten armen Sünder, aus der Hölle erlöst, zu allerlezt der Teufel selbst aus seinem elenden Zustand herausgebracht und durch Reue und Buße wieder in einen Engel verwandelt werden, dieser alte Bösewicht allerdings erst nach 50 000 Jahren; von da ab sollte unaufhörliche Seligkeit, nur Liebe, Freude und Herzensgüte sein. — Sie waren merkwürdigerweise geneigt, anzunehmen, daß die Zeit von 1739 bis 1740 zum Anfang der Herrlichkeit bestimmt sei.

Es war viel Menschenfreundlichkeit in dieser Überzeugung, sie hatte kaum weniger Berechtigung, als manche andere Erklärungen des Schrifttextes, welche in den Kirchen durch Jahrhunderte fortgeschleppt worden sind. Denn bei dem Verfahren, eine Schriftstelle aus der anderen zu erklären, welches bis in die neue Zeit von unserer Theologie ertragen werden mußte, war es beinahe zufällig, worauf eine umherspürende Seele verfiel. Seit Luther den alten Zwang der Kirche gesprengt hatte, bis zu der Zeit, in welcher deutsche Gelehrte die Bibel allen Gesetzen der wissenschaftlichen Kritik unterwarfen, war in der That nicht das Wort der Schrift, sondern der gemeine gesunde Menschenverstand das letzte Richtmaß der protestantischen Lehre; nur ein gemäßigter Sinn, der sicher und unbefangen die Bedürfnisse seiner Zeit empfand und vorsichtig vermied, auf dunklen Stellen zu verweilen, konnte vor arger Abgeschmacktheit geschützt bleiben. Mann und Frau Petersen besaßen nur ein wenig mehr Eifer und ein wenig mehr behagliche Eitelkeit als vorteilhaft war. Bald sollten sie darunter leiden.

Im Jahre 1688 nahm Petersen einen Ruf als Superintendent nach Lüneburg an; die Gatten betrachteten es als eine Schickung des Herrn, daß er dorthin gerufen wurde, weil er einmal auf der Durchreise eine schöne Predigt gehalten und sehr gefallen hatte. Aber in Lüneburg fand er mehrere orthodoxe Gegner, welche ihn ärgerten und reizten und einiges von dem tausendjährigen Reiche, was ihm entschlüpft war, aufmühten. Ferner aber schadete den Gatten die Bekanntschaft des Fräulein Rosamunda von der Asseburg, deren starke Erweckung und nervöse Verzücung großes Aufsehen machte. Das zarte und unschuldige Wesen des Mädchens fesselte die beiden Petersen, sie nahmen die Göttlichkeit ihrer Offenbarungen in Schutz und vertraten sie in der Presse, zumal das liebe Mädchen ganz dasselbe von der bereits erwähnten Wiederkehr des Lammes offenbarte, was ihnen selbst aufgeschlossen war. Die Privaterbauungen, welche sie mit dem kranken Fräulein hielten, erregten bei den Weltlichgesinnten ihrer Stadt großen Anstoß und wurden bössartig verleumdet. Als Petersen nun vollends einmal auf der Elbe in Wassernot geriet, da erschien er sich wie der Prophet Jonas, der von dem Herrn in einen Walfisch gesteckt wurde, weil er das Geheimnis des Wortes nicht verkündigen wollte; er gelobte in der Todesgefahr, sein großes Geheimnis fortan nicht mehr der Welt zu verhüllen. Und er hielt redlich Wort. Das tausendjährige Reich und die Wiederkehr des Lammes brachen jetzt unaufhaltsam in seinen Predigten hervor.

Die Zuhörer erstaunten, seine Gegner machten insgeheim Anzeige, er wurde 1692 vom Amte entfernt. Die Gatten trugen auch dieses Unglück mit Liebe und Gottvertrauen.

Von da verlief ihr Leben in Umherreisen und Schriftstellerei, in Besuchen Gleichgesinnter und unaufhörlichen Händeln mit Orthodoxen. Sie wurden der Menge berüchtigte Personen, an welche sich Verleumdung und widerwärtiger Klatzsch hing, sie beschieden sich, ihre Namen auf Reisen meistens geheim zu halten. Niemals aber fehlte es ihnen an warmen Gönnern und Freunden. In den Fürstenschlössern, den Häusern des Landadels, bei Stadtbehörden und in den Stuben der Handwerker fanden sie Bewunderer. Vor anderen wurde der Kammergerichtspräsident Knipphausen in Berlin ihr Schützer, er wirkte noch im Jahre der Absehung ein Gnadengehalt des Berliner Hofes aus und räumte ihnen eine Wohnung in Magdeburg ein; auch andere Gönner sandten Geld und gewährten Fürsprache, so daß die Gatten imstande waren, sich im Magdeburgischen ein kleines Landgut zu kaufen. Allerdings wurden sie auch dort durch die Bauern und den Ortspfarrer und durch Beschwerden und heimliche Anklagen in Berlin geärgert, aber die Königin selbst unterhielt sich mit dem Verkünder einer Offenbarung, die so hoffnungsvoll war, und freute sich, daß er zuletzt allen Sündern die Seligkeit gönnen wollte. So blieb er ungefährdet. Zuweilen freilich waren die arglosen Verkünder einer bevorstehenden Herrlichkeit in Gefahr, von Wölfen im Lammpelz betrogen zu werden. Denn unter den umherreisenden Frommen waren auch viele Betrüger. Da kamen fechtende Studenten, behaupteten, auch sie wären Pietisten, und forderten eine Unterstützung; ein Abenteurer begehrte Unterricht, weil er gehört hatte, daß jeder, der sich bekehren lasse, zehn Taler erhalte. Zuletzt kam gar ein falscher Oberst und schlich sich in Abwesenheit des Mannes unter dem Zeichen des Lammes bei der Frau Doktorin ein, welche wahrscheinlich durch eine unvergessbare Erinnerung an ihren „weltlichen Adelsstand“ besonders wohlwollend gegen hochgestellte Gläubige gestimmt wurde, und der Mann kehrte gerade noch zu rechter Zeit heim, um zu verhindern, daß der fremde Betrüger seiner ahnungslosen Frau eine Vollmacht abschwätze. Auf einer Reise nach Nürnberg wurden die Gatten in den Pegnischer Blumenorden aufgenommen, er als Petrophilus, sie als Phöbe. Solche Erfolge trösteten über den Schwall von Flugschriften, der gegen sie aufrauschte. Treuherzig klagte Petersen, daß jeder sich im Kampfe gegen ihn als orthodox erweisen und zum Doktor der Theologie machen wollte; still ergeben trug er auch, wenn selbst die Frommen sich an seine Lehre von der siebenten Posaune stießen, oder wenn sie ihm einen Vorwurf daraus machten, daß er bei Gelegenheit einmal den alten Professor der Poesie herauskehrte und in lateinischen Versen, welche ihm wie Wasser flossen, die Krönung Friedrichs I. von Preußen und andere weltliche Ereignisse besang. Die letzten Jahre ihres Lebens wohnten die Gatten in der frommen Gegend von Zerbst zu Thymern, wo sie ein Gut erworben hatten, weil der frühere Besitz zu Niederzodeleben ihnen zu unruhig und die Bauern zu auffällig geworden waren.

Im Jahre 1718 half Petersen noch den Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Weitz, den der Jesuit Schmeller katholisch gemacht, durch siegreiche Religionsgespräche wieder evangelisch herstellen. Sie starben in hohen Jahren kurz hintereinander: sie 1724, er 1727.

Es war ihnen nicht beschieden, im Jahre 1740 durch den Schall der siebenten Posaune auferweckt zu werden, man hörte damals vielmehr den Klang preussischer Trompeten, welche die Thronbesteigung und den ersten Krieg Friedrichs II. anzeigten. Aber in der neuen durchaus nicht himmlischen Zeit, welche diese Fanfaren anmeldeten, sind doch bereits einige von den Prophezeiungen der beiden „Enthusiasten“ in Erfüllung gegangen, die Union der protestantischen Kirche, Einfügung der Juden in die christliche Bildung, ja sogar die Beseitigung des unmoralischen Widersachers, welcher damals in Zernikow am neuen Blasbalg so arg geheult hatte. Ludwig Zinzendorf aber widmete der Frau Doktor Petersen bei ihrem Eingange in die Freuden des Himmels ein herzliches Gedicht, in welchem er für sie und sich selbst folgendes Zeugnis ablegte:

Von ihren Meinungen, die sonderlich gewesen,
Hab' ich bis diesen Tag noch keinen Satz gelesen.
Was aber bauet ihr ein Denkmal bei uns auf?
Ihr eingekehrter Mensch in sanft- und stillem Geiste,
Damit sie unverrückt die Jesus-Liebe preiste,
Ihr vor der ganzen Welt untadelhafter Lauf.

Seit Spener nach Berlin versetzt war, wurde die Universität Halle der wissenschaftliche Mittelpunkt des Pietismus, dort leitete der leidenschaftliche Francke mit seinen Gefährten Breithaupt und Anton das theologische Leben^{sa}. Dort wurde die Jugend systematisch zu dem Glauben der Pietät herangezogen; ungeheuer war der Zulauf, nur Luther hatte zu Wittenberg mehr Studenten um sich gesammelt. Freilich wurden zu Halle sofort die Gefahren der neuen Richtung handgreiflich, die Kollegien erhielten den Charakter von Erbauungsstunden, die Erweckung wurde zur Hauptsache, das emsige, geduldige Arbeiten in menschlicher Wissenschaft erschien fast überflüssig, nicht nur die Streitpunkte der Orthodoxen, auch die Dogmen der Kirche wurden von vielen mit Gleichgültigkeit und Verachtung behandelt. Die massenhaften Gebete und geistlichen Übungen führten zur Überspanntheit, statt der zügellosen Burschen, welche die Hieber an den Steinen gewetzt und ungeheure Gläser Bier floricos oder hausticos — in einem Guß oder in Schlucken — getrunken hatten, schlichen oder hüpfen jetzt bleiche Gesellen durch die Straßen der Stadt, in sich gekehrt, mit heftigen Handbewegungen, mit lauten Ausrufen. Alle Gläubigen jubelten über die wundervollen Offenbarungen göttlicher Gnade, die Gegner klagten über die zunehmende Melancholie, über Geistesstörungen und Verrücktheiten der schlimmsten Art. Vergebens warnte der maßvolle Spener.

Von Halle verbreitete sich der Pietismus über die anderen Universitäten, am längsten widerstanden Wittenberg und Rostock, durch Jahrzehnte die letzten Boll-

werke der Orthodogie. Auch an den Höfen gewann der Glaube Einfluß, er drang in die Regierungen und erfüllte nach 1700 die Landeskirchen der meisten deutschen Reichsgebiete. Und nicht auf Deutschland blieb seine Herrschaft beschränkt, ein lebhafter Verkehr mit den Frommen in Dänemark, Schweden, dem slawischen Osten trug dazu bei, die innige Verbindung dieser Länder mit dem geistigen Leben Deutschlands zu unterhalten, welche bis zum Ende des Jahrhunderts gedauert hat. Selbst die orthodoxen Gegner wurden, ohne es zu wissen, durch die Pietät umgeformt, das alte scholastische Gezänk verstummte, mit größerer Würde und besserer Gelehrsamkeit suchten sie ihren Standpunkt zu verteidigen.

Unterdes wurden in dem Glauben der Pietät die Schäden größer, das Verderben auffälliger. Seit jener Prozeß der geistlichen Erweckung ein geheimnisvoller Vorgang im Menschenleben geworden war, auf den die ganze Seele sich krankhaft spannte, sollte von ihm die Aufnahme in die Gemeinschaft der Frommen, alles Glück der Seligkeit abhängen. Wer durch einen besonderen Gnadenakt Gottes zur Erweckung durchgebrochen war, der lebte als Wiedergeborener im Stande der Gnade, ihm wurde von dem Herrn der Welt die Seele versiegelt gegen alle Sünde, er atmete in einer reinern Gottesluft, der Gnade des Lammes sicher, schon hier von der Sünde gelöst. Da wurde es dem Gebildeten, der jemals in das ironische Antlitz des Thomajus geblickt oder etwas von dem Menschenverstand der nüchternen deutschen Rede Wolfs in sich aufgenommen hatte, immer schwerer, diesen Gemütszustand in sich durchzumachen. Nicht allen gewissenhaften Männern glückte es damit so gut wie dem Rechtsgelehrten Johann Jacob Moser; kläglich und erschütternd sind die Nachrichten, welche uns von dem Ringen einzelner überliefert sind, von der Qual und Selbstpeinigung, in welcher sich Körper und Seele fruchtlos aufrieben. Bei den Schwächeren machte sich jede Art von Selbsttäuschung und unfreies Nachsprechen anderer breit. Und nicht weniger die Heuchelei. Bald erschien es sehr zweifelhaft, ob der Wiedergeborene ein Schwärmer oder ein Betrüger sei, zuverlässig war er oft beides zugleich.

Seit der Pietismus die Gunst der Vornehmen und die Herrschaft gewonnen hatte, war er aber auch ein lohnendes Unternehmen, eine Modesache, ein Hilfsmittel für sehr weltliche Zwecke. Häufig waren solche, welche die heiligsten Offenbarungen empfangen, zarte, schwächliche Naturen, denen man ernste Dienste, welche zur menschlichen Ordnung gehörten, gar nicht zumuten konnte; sie gewöhnten sich, auf Kosten ihrer Gönner zu leben. Der Handwerker drängte sich in die Gesellschaft Vornehmer, um sein Fortkommen zu sichern, und zu den Erbauungstunden großer Herren, welche am liebsten nicht in den Schlosskirchen, sondern in besonders eingerichteten Gemächern gehalten wurden, eilte bußfertig, wer irgend Gunst oder Schutz begehrte. Seufzen, Stöhnen, die Hände ringen, von Erleuchtung schwätzen wurde bald hier, bald dort das einträglichste Geschäft. An den erweckten Geistlichen, welche die Seele schwacher Landesherren in Händen hatten, wurden alle Fehler, welche herrschsüchtigen Günstlingen eigen sind, bemerkt: Hochmut und

niederer Eigennuß. Bald kam auch die Sittlichkeit vieler in üblen Geruch, und wenn irgendwo nach dem Tode eines frömmelnden Fürsten eine Gesellschaft herrschelustiger Frommer ausgetrieben wurde, so erregte das eine allgemeine Schadenfreude.

Aber es war für die Berater vornehmer Gewissen auch aus anderen Gründen eine angenehme Sache, durch ihre Wiedergeburt und Versiegelung Fürstinnen und Edelfrauen zur Andacht hinzureißen. Es schmeichelte ihrem Stolze, dieselben mit frommer Vertraulichkeit zu behandeln, ihnen jede Stunde des Lebens zu beherrschen. Schon um 1700 wird geklagt, daß wiedergeborene Seelsorger im Schlafrock ohne Rock und Kamisol unter den vornehmen Frauen umhergehen und sehr bereit sind, die Hände zu drücken, zu duzen und zu küssen. Zumal Frauen von Stande wurden durch diese Verbindung mit Frommen zuweilen aus dem Geleise ihres Lebens gerissen: eine Gräfin von Leiningen-Westerburg heiratete um 1700 den Pastor Bierbrauer, vier Gräfinnen von Wittgenstein verbanden sich ebenso nicht ohne ärgerliche Zwischenfälle mit frommen Separatisten, mit bürgerlichen „Canailen und Knipperdollings“, wie ihr empörter Bruder sie nannte⁹. In denselben Jahren flohen fünf Fräulein von Kallenberg aus Kassel zu der erweckten Eva von Buttlar, welche früher als Hofdame sehr weltlich gelebt hatte und jetzt in anstößiger Verbindung mit einigen Separatisten durch das Land zog, sich mit zweien ihrer Begleiter als Joseph, Maria und Jesus verehren ließ und in ihren Konventikeln arge Unsittlichkeit großzog; ihre „Rotte“ vermochte sich, durch die Obrigkeiten verfolgt, nirgends zu halten.

Immer mehr nahm das Konventikelwesen überhand, neben maßlosen und verschrobenen zogen sich auch feiner beanlagte Seelen mit höheren sittlichen Ansprüchen aus der Kirche.

So geschah es, daß sich von allen Seiten der Widerspruch gegen den Pietismus erhob, Orthodoxe, Weltkinder und Gelehrte, zuletzt der gesunde Menschenverstand des Volkes. Wie sich das Urteil der Besonnenen gegen ihn in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts stellte, soll hier noch an einem kurzen Beispiel gezeigt werden.

In seinen Jugenderinnerungen erzählt der würdige Semler, von welchem später ausführlich die Rede sein wird, das traurige Geschick seines Bruders Ernst Johann, der von der Universität Jena aus dem erweckten Kreise des Magisters Brumhardt und des Professors Buddeus tief zerrüttet ins elterliche Haus zurückkehrte. Die Stelle gibt eine so gute Einsicht in die Periode des untergehenden Pietismus, daß sie hier mit wenigen Verkürzungen mitgeteilt werden soll.

„Mein Bruder war zur Rechtschaffenheit so sehr gewöhnt worden, daß er sie auch gegen sich selbst unverbrüchlich in acht nahm. So leicht es also vielen Brüdern wurde, den Tag und die Stunde der Versiegelung anzugeben, von wo an sie in lauter geistlicher, himmlischer Fröhlichkeit zu leben alle Ursache hatten und in den Rang der Kinder Gottes, die zum Durchbruch gekommen waren, erhoben wurden: so wenig konnte mein Bruder dieses Nachsprechen und geistliche Lügen sich

verzeihen; es traf nichts bei ihm ein, was andere so leicht und so unzähligemal daher redeten. Er geriet also über die Größe seiner Sünden, die ihn allein daran hinderten, in eine ungemessene Traurigkeit; er betete nicht nur, er winselte halbe Nächte vor dem Heilande, und es fand sich keine Veränderung in seinem Bewußtsein. Er aß selten Fleisch, kein Weißbrot oder Semmel; er hielt sich ganz unwert seines Daseins. Alle Nächte, wenn ich eingeschlafen war, stahl er sich heimlich aus dem Bette, schlich sich in die anstoßende kleine Bücherkammer, kniete oder lag ganz auf der Erde und verlor im Affekt nach und nach die Vorsichtigkeit, sachte und leise zu reden; sein helles Winseln und Jammern weckte mich auf. Ich suchte ihn, und so wenig ich mir zutrauen konnte, als ein wenig bekehrter Schüler großen Eingang zu finden, so sagte ich ihm doch zuweilen solche schöne Zeilen und Verse, auch wohl griechisch und hebräisch vor, daß er mich oft umarmte und seufzte: „Ach, wenn das mich anginge!“ Ich erwiderte zuweilen hastig, was dies für Verkehrung eines Menschen statt Bekehrung sei, wie dieser Weg unmöglich richtig und wahr sein könnte, worauf man allen Absichten Gottes entgegen handelte und eine absolut unnütze, recht anstößige Kreatur aus sich selbst machte. „Ja,“ sagte er, „das bin ich, und kann es noch nicht genug erkennen.“ Ich sprach mit meiner Mutter; die weinte über ihren Sohn, der nun unsere Stütze sein könnte, wenn ihn nicht solche unwahre Einbildungen verdorben hätten. Mein Vater mißbilligte dies alles noch ernsthafter, und holte aus der Dogmatik und Polemik so weit aus, daß ich es wohl verstand, wofür er diese neuen Seelenanstalten hielt. Indes mußte er sich in acht nehmen, denn der ganze Hof war für diese Partei; viele waren ganz gewiß sehr gutmeinende Christen, aber es waren auch ganz unleugbare Müßiggänger und bekannte Abenteurer, die in diese Anstalten eintraten und ihre gute sehr bequeme Lebensart leicht fanden. Alle Beweise von ihrem Leben im Fleische — welche Beweise gar nicht selten oder unkenntlich waren —, halfen nichts; wer konnte hier hindurchdringen! Hier und da hatte ein solcher Bekehrter mit seiner Magd in Schande gelebt; es wurde nicht untersucht, es war Kalumnien, und man setzte ihn zur Not wo anders hin, wenn seine Bauern hierin zu altlutherisch blieben. Mein Bruder gab nach und nach zu verstehen, daß auch mein Vater den engen Weg noch nicht selbst gegangen sei, es war ihm also nicht zu helfen. Man lief sogar im Wald herum Tag und Nacht, so daß die Andacht im Mondenlicht, welche jetzt manche wieder anempfehlen, nichts Neues ist; man sang die neuen Liederchen miteinander; der Herzog gab freilich oft den Konversations-Wagen dazu her nebst der leiblichen Bewirtung; ja, er war oft selbst der Kutscher, um etliche fromme Schusterweiber, die viel Glaubenskraft hatten, um des Heilandes willen öffentlich zu ehren. Ich übertreibe die Sache so wenig, daß ich hier noch nicht alles sage. Es kam die Zeit der jährlichen Wallfahrten, denn auch diese alte Kunst hatte man aus den Zeiten und Anstalten der Mönche beibehalten; an manchen Orten sollte die Gnade des Heilands ganz reichlich und fast sichtbar wohnen, da wallfahrteten Brüder und Schwestern hin, in der Tat wider Christi Grundsatz, daß weder Jerusalem noch Samaria den

Gnadenort enthalte. Es brachten wenigstens viele ihre Zehrung mit. Mein Bruder reiste gewiß nicht ohne Geld nach Ebersdorf, und brachte nichts zurück, vielmehr hatte er dem und jenem Bruder zum Andenken dies oder jenes Büchlehen abgekauft. Die Schwärmerei hatte wirklich Absichten, die ins Große gingen, ob sie gleich nachher die Sache wieder ins Gemäßigte setzten, weil die philadelphischen Rechnungen nicht eintrafen. Während einer solchen frommen Reise meines Bruders starb meine Mutter, eine Frau, deren Andenken ich vor Gott täglich segne. Mein Bruder fand sie eben im Sarge, als er wiederkam; er fühlte allen Schmerz eines Sohnes, legte sich lang auf ihr Gesicht und rief laut: „Ach, wäre ich unnützer Mensch an meiner Mutter Stelle gestorben!“ Nun hatten wir alle einigen Zugang zu seinem Herzen, diese Reise zu Fuß hatte die Hypochondrie sehr geschwächt; das dortige Zureden der Brüder hatte einige Vorstellungen herbeigerufen, die er selbst sich nicht erwerben konnte, er war ziemlich beruhigt oder fing an zu glauben. Wir stellten ihm vor, er müsse doch auch den Menschen mit seinen noch kleinen Gaben dienen; er nahm zuerst eine Stelle an als Präzeptor in dem kleinen Waisenhause, und nachher bei einem Herrn von Dieskau, der auf dem sogenannten Schloßchen wohnte, in der allerschönsten Gegend, die man sich wählen kann. Auf der Stadtmauer steht der eine Teil dieses alten Schlosses; unter der Mauer ist noch ein schmaler Fußsteig, den angepflanzte Hecken für das Ausglitschen beschützen; aber gerade unter diesen Bruchstücken eines Felsen fließet die Saale, zuweilen sehr groß und breit, stets aber voll genug, daß Flöße und Rähne gebraucht werden können; vom Schlosse aus trug das Auge in einem halben Zirkel auf lauter Wald und Berge. Hier hätte sich mein Bruder vielleicht erholen können; aber er lebte nicht lange mehr.“

Soweit der Bericht Semlers. Er selbst wurde später von der herrschenden Gemütsrichtung angesteckt, auch er rang noch als Knabe nach der Erweckung, aber das kräftigere Gefüge seines Geistes machte ihm die Heilung möglich.

Auch die Zeit half dazu.

Denn dieser frommen Richtung wurde das Jahr 1740 verhängnisvoll. Der neue König von Preußen war den Pietisten ebenso abhold, als sein Vater ihnen geneigt gewesen war. In seinen Landen wurde zuerst mit Bewußtsein und Energie das neue wissenschaftliche Leben der alten Gefühlseligkeit gegenübergestellt. Fast gleichzeitig verloren die Frommen an mehreren sächsischen Höfen die Herrschaft; die Zeit der Aufklärung begann, das beste Leben der Nation ging seitdem in anderen Bahnen, die Stillen im Lande erhielten sich nur als vereinsamte Gemeinden. — Auch die Brüdergemeinden des Grafen Zinzendorf entwickelten zwar durch längere Zeit eine achtenswerte Missionstätigkeit in fremden Ländern, sie blieben aber ohne Einfluß auf die Strömung des deutschen Lebens, welche jetzt tiefer und kräftiger dahinflutete.

Der Pietismus hatte eine Anzahl Geweckter zusammengeschlossen, er hatte die einzelnen aus dem Leben der Familien herausgehoben, in den Seelen die Sehnsucht

nach einem stärkern Inhalt gesteigert; er hatte neue Formen des Verkehrs eingeführt, hier und da den starken Unterschied der Stände durchbrochen, er hatte in der ganzen Nation größern Ernst, äußerliche Zucht gefördert; aber den nationalen Zusammenhang der Deutschen hatte er nicht gekräftigt. Wer sich ihm eifrig hingab, gerade der war in der größten Gefahr, sich mit Gleichgesinnten aus der großen Strömung des Lebens zurückzuziehen und aus der Einsamkeit wie ein Schiffbrüchiger von seiner Insel auf die große Wasserwüste hinabzusehen, die ihn umgab.

Auch die neue Wissenschaft schuf zunächst nur einzelne Gelehrte; dann eine freie Bildung, darauf das Bewußtsein nationaler Einheit in einem Volke, welches für seine Selbständigkeit zu kämpfen und zu sterben, endlich auch zu leben wagte.

